

Soziale Arbeit

3.2009

Zeitschrift für soziale und
sozialverwandte Gebiete

Das Evangelische Johannesstift
im Wandel

Soziale Arbeit ausbilden
und anerkennen

Erreichbarkeit und
Soziale Arbeit

Die Perspektive der Stärken
in der Supervision

dzi

Soziale Arbeit

März 2009

58. Jahrgang

Wolfgang Kern ist Leiter Kommunikation und Pressesprecher im Evangelischen Johannesstift SbR, Wilhelm-Philipps-Haus, Schönwalder Allee 26/50, 13587 Berlin, E-Mail: wolfgang.kern@johannesstift-berlin.de

Professor Dr. Karl-Heinz Grohall ist Sozialarbeiter und Soziologe und lehrte bis 2003 an der Fachhochschule Münster. Privatanschrift: Münzstraße 4, 48143 Münster, E-Mail: Karl.Grohall@t-online.de

Professor Dr. Winfried Noack lehrt am Institut für integrierte Kinder-, Jugend- und Erwachsenenarbeit, Abt. für Sozialpädagogik und Sozialdiakonie der Theologischen Hochschule Friedensau, In der Ihle 2a, 39291 Friedensau, E-Mail: winfried.noack@thh-friedensau.de

Dr. Istifan Maroon ist Sozialarbeiter (PHD) und Supervisor. Er doziert als Senior Lecturer an der Katholischen Fachhochschule Freiburg, Karlstraße 63, 79104 Freiburg im Breisgau, E-Mail: istifan@yahoo.com

Miriam Ben-Oz ist Supervisorin und Dozentin für Sozialarbeit an der Haifa University, Haifa 31905, Israel, E-Mail: benoz@research.haifa.ac.il

Das Evangelische Johannesstift im Wandel 82
Marketing als Antwort auf veränderte Rahmenbedingungen
Wolfgang Kern, Berlin

DZI-Kolumne 83

Soziale Arbeit ausbilden und anerkennen 88
Status und fachliche Autonomie in einer veränderten Ausbildung, Teil 1
Karl-Heinz Grohall, Münster

Erreichbarkeit und Soziale Arbeit 95
Winfried Noack, Friedensau

Die Perspektive der Stärken in der Supervision 101

Ihre Anwendung in der Arbeit mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern
Istifan Maroon, Freiburg im Breisgau; Miriam Ben-Oz, Haifa/Israel

Rundschau Allgemeines 108

Soziales 108

Gesundheit 109

Jugend und Familie 110

Ausbildung und Beruf 110

Tagungskalender 111

Bibliographie Zeitschriften 112

Verlagsbesprechungen 117

Impressum 120



Eigenverlag

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

<https://doi.org/10.5771/0419-2540>

Generiert durch IP '3.145.62.240', am 07.07.2024, 14:05:00

Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

Das Evangelische Johannesstift im Wandel

Marketing als Antwort auf veränderte Rahmenbedingungen

Wolfgang Kern

Zusammenfassung

Wie schafft man es, eine traditionsreiche Stiftung in einen Verband umzuwandeln, der erfolgreich mit den Herausforderungen auf dem Sozialmarkt umzugehen weiß? Die Antwort lautet: Strategie- und Strukturentwicklung unter dem Gesichtspunkt von Marketing. Im Ergebnis entstand eine Holding mit selbstständig agierenden Gesellschaften. Dies veränderte die Stiftung grundlegend. Eine gezielte interne und externe Kommunikation war für den Erfolg unverzichtbar. Interessanter Aspekt: Fundraising wird dabei auch unter Kommunikationsaspekten betrachtet.

Abstract

How to convert a traditional foundation into a multi-unit organisation capable of successfully dealing with the challenges posed by the social market? The answer is: strategy and structure development with a view to marketing. In our case, the answer was a holding company with independently operating subsidiaries, a change resulting in a fundamentally different structure. A targeted concerted way of internal and external communication was essential for success. Interestingly fundraising is also viewed from the perspective of communication.

Schlüsselwörter

Stiftung – Struktur – Marketing – Kommunikation – Fundraising

Einleitung

Anbieter von sozialen Dienstleistungen sehen sich Herausforderungen gegenüber, denen sie mit einer grundlegenden Neuorientierung begegnen müssen. Es ist erklärter Wille des Gesetzgebers, im Sozial- und Gesundheitswesen mehr Wettbewerb zu etablieren. Folge davon ist, dass privaten Anbietern der Markteintritt erleichtert wird. Weitere Stichworte sind die Aufgabe des Selbstkostendeckungsprinzips, die Kommunalisierung der Kostenträger sowie eine abnehmende Planungssicherheit angesichts der Halbwertszeit von Gesetzen.

Das Evangelische Johannesstift, mit mehr als 2000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eines der großen Sozialunternehmen in Berlin und den neuen Bundesländern, versucht Lösungsansätze zu erarbeiten, die ein erfolgreiches Agieren unter den neuen Rahmen-

bedingungen möglich machen. Geleitet werden diese Ansätze von der Notwendigkeit eines stärkeren Einsatzes von Marketing. Im Folgenden werden zentrale Aspekte dieser Marktorientierung, deren Planung und Implementierung im Johannesstift sowie einige Schwierigkeiten im Wandlungsprozess beleuchtet. Besonderes Augenmerk gilt dabei der Neugliederung der Stiftung in dezentrale eigenständige Gesellschaften, einer Wachstumsstrategie, die auf Kooperationen und Vernetzung setzt, und einer Kommunikationspolitik, die versucht, der gestiegenen Wettbewerbsintensität adäquat zu begegnen.

Strategieentwicklung:

Den Wandlungsprozess strategisch planen

Marketing ist nicht die Zauberformel, mit der sich über Nacht die Probleme eines wirtschaftlich schwieriger werdenden Umfelds in Luft auflösen lassen. Es ist auch nicht der Baukasten, der eine Fülle von unfehlbaren Maßnahmen enthält, die – einmal angewandt – zwingend zu wirtschaftlichem Erfolg führen. Marketing bezeichnet vielmehr eine strategische Herangehensweise an wirtschaftliche Herausforderungen. Kennzeichnendes Element ist das Hinterfragen und Anpassen von Angeboten, Strukturen und Abläufen mit Blick auf sich wandelnde Bedürfnisse der verschiedenen Anspruchsgruppen und Rahmenbedingungen, die vor allem von der Politik, aber auch von den Kunden und Kundinnen vorgegeben werden. Marketing beschreibt somit einen kontinuierlichen Prozess und eine grundsätzliche Denkhaltung, wie sich in der einschlägigen Literatur (beispielsweise Bruhn 2005¹) immer wieder nachlesen lässt.

In seiner Strategie- und Strukturentwicklung arbeitete das Evangelische Johannesstift mit Experten und Expertinnen zusammen: mit Dr. Manfred Bruhn, Lehrstuhlinhaber Betriebswirtschaft und Marketing an der Universität Basel, der Unternehmensberatung Ernst&Young sowie dem Berliner Designbüro Lindgrün. Diese Aufzählung gibt auch die zeitliche Reihenfolge wieder. Den Auftakt zur strategischen Neuausrichtung bildete eine Reihe von Workshops mit rund zwei Dutzend Workshoptagen innerhalb von 18 Monaten. An diesen nahmen neben dem Vorstand und den Bereichsleitern auch die Leitungen von Stabstellen sowie die Verantwortlichen des Unternehmenscontrollings teil. Ihre zentralen Ergebnisse waren die Erarbeitung von Wachstumsstrategien, die Neugliederung der Stiftung in eigenständig agierende Gesellschaften und strategische Geschäftseinheiten, die Schaffung von Transparenz durch die konsequente Zuordnung der wirtschaftlichen Ergebnisse zu den Geschäftseinheiten sowie die Erarbeitung einer Kommunikationsstrategie, die den inter-

nen und externen Anspruchsgruppen des Johannesstifts dessen Neuausrichtung und dessen geschärftes Profil vermittelt. Marketing lässt sich in sozialen Unternehmen nicht verordnen: Auch die brillianteste Strategie würde kaum Ergebnisse zeigen, wenn den wichtigsten Anspruchsgruppen deren Sinnhaftigkeit nicht vermittelt und sie zur Mitwirkung motiviert werden könnten. Für das Johannesstift stellte sich deshalb die Frage, ob Kunden und Kundinnen, Angehörige, Förderer und insbesondere auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Neuausrichtung mittragen würden.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ins Boot holen

Die Größe des Evangelischen Johannesstifts und sein komplexes Angebotsportfolio machen jeden Wandel schwierig. Zudem gibt es im Johannesstift, das im Jahr 2008 sein 150-jähriges Bestehen feierte, historisch gewachsene Strukturen, die kaum mit einem Federstrich neu sortiert werden können. Ängste, Verunsicherungen, Misstrauen sind die Begleiter von Veränderungen. Im Johannesstift bergen Veränderungen in Richtung einer verstärkten Marktorientierung ganz besonderes Verunsicherungspotenzial: Inwieweit verträgt sich seine diakonisch-christliche Identität mit der empfundenen Nüchternheit eines Marketingdenkens?

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter artikulierten ihre Zweifel offen: Führt dieses Denken nicht letztlich zum Ausverkauf christlicher und sozialer Werte? Was geschieht mit der Kultur und der besonderen Ausstrahlung, die das Johannesstift zu dem machen, was es ist? Das Herstellen von Transparenz und Vergleichbarkeit mag in vielen Wirtschaftsbereichen sinnvoll sein, aber geht es bei unserer Arbeit nicht um Solidarität und den Dienst an Hilfebedürftigen?

Der Leitung war klar, dass die Beantwortung dieser Fragen schwierig werden würde und nur eine Kommunikationspolitik, die auf Offenheit setzt, die nötige Überzeugungsarbeit leisten konnte.² Transparenz sollte von Anbeginn des Prozesses hergestellt werden – nicht erst dann, wenn die Ergebnisse vorlagen. Somit wurden auch früh Gerüchte und Spekulationen über Schließungen, Arbeitsplatzabbau und gedrücktes Lohnniveau entkräftet, die das Arbeitsklima hätten verschlechtern können. Die verschiedenen Schritte und Konsequenzen wurden auf Informationsdiensttagen, Foren und in der Mitarbeiterzeitschrift erläutert. Fragen wurden aufgenommen und auf Vorstandsebene beantwortet. Die Leitenden wurden durch intensive Vorbereitungen, Meetings und ausführliche sowie verständliche Handreichungen

DZI-Kolumne Archivlage

Anfang März ist in Köln das vierstöckige Gebäude des Stadtarchivs zusammengebrochen. Die Katastrophe hat vermutlich zwei Menschen in den Tod gerissen und eine unbekannte Zahl von Originaldokumenten aus mehr als tausend Jahren zerstört. Als „Heimsuchung von biblischem Ausmaß“ bezeichnet der Direktor der 2004 durch einen Brand stark beschädigten Weimarer Herzogin Anna Amalia Bibliothek, *Michael Knoche*, den Kölner Einsturz.

Knoche mahnt ein nationales Konzept zur Erhaltung des schriftlichen Kulturgutes an, weil die gegenwärtige „Länderwurschtelei“ dieser Aufgabe nicht gerecht werde. Das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen kann ein eigenes Lied von dieser Malaise singen: Es beherbergt das „Archiv der Wohlfahrtspflege“ – so lautete übrigens bis 1964 auch der Name des DZI – und damit eine der zentralen, deutschsprachigen Literatur- und Quellensammlungen zur Sozialen Arbeit und Wohlfahrtspflege. Der Materialbestand geht bis in das Jahr 1870 zurück. Die Aufrechterhaltung und Erschließung des Archivs wird im Alleingang durch das (Sitz-)Land Berlin finanziert. Die übrigen Bundesländer sind nicht bereit, größere finanzielle Mitverantwortung zu übernehmen. Der Bund war bereit, wurde aber vor sieben Jahren von seinen Rechnungsprüfern gebremst, weil Kultursache schließlich Ländersache sei. Soviel zu den Alltagsmühen eines deutschen Archivs.

Unser kulturelles Gedächtnis kennt aber noch eine andere, schleichende Bedrohung: die Flüchtigkeit des Internets. Adressbücher, Dokumentationen, Korrespondenzen – das alles lässt sich wunderbar schnell und kostengünstig elektronisch verbreiten, konsumieren, bearbeiten – und dann ...? Zwar hat die Deutsche Nationalbibliothek 2006 begonnen, auch Netzpublikationen zu archivieren, doch viele für unsere Nachfahren wichtige Quellen werden dennoch im virtuellen Orkus verschwinden. Und im Privaten? Werden unsere Kinder und Enkel später einmal Gelegenheit haben, sich ihre ersten Liebesbriefe oder Fotoalben nach Jahrzehnten noch einmal vorzunehmen? Oder ist das alles beim Chat oder mangels Datensicherung verloren gegangen?

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

befähigt, über die Planungen und Veränderungen zeitnah Auskunft zu geben.

Die interne Kommunikation musste zunächst die veränderten Rahmenbedingungen verdeutlichen: Das Johannesstift agiert in einem dynamischen, ja fast aggressiven Umfeld, es herrscht Verdrängungswettbewerb, seit dem Jahr 2002 wurden in den meisten Geschäftsbereichen negative Ergebnisse erzielt. Es musste vermittelt werden, dass es in der Neuausrichtung der Einrichtung um nicht weniger als die Handlungs- und Zukunftsfähigkeit der Stiftung sowie ihres Auftrages geht. Es würde nicht möglich sein, die bestehenden und drohenden Defizite durch Stiftungsmittel auszugleichen. Dies darf auch keinesfalls in irgendeiner Weise zu einem Prinzip werden. Die Bereiche müssen mit den Entgelten der Kostenträger auskommen. Diakonisches Handeln wird langfristig nur unter Beachtung der Wirtschaftlichkeit möglich sein.

In der Kommunikationspolitik ging es nicht um Schönfärberei, sondern darum, ein Bewusstsein für den Veränderungsdruck zu schaffen. An Fakten wie dem Einbruch der Belegungszahlen beispielsweise in der Jugendhilfe oder der Kürzung von Beihilfen zur Erziehung in den Jahren 2002 bis 2006 um 40 Prozent kam niemand vorbei. Die Erkenntnis wuchs, dass solche Marktveränderungen schnelle und flexible Reaktionen verlangten. Anderen Veränderungen, wie dem demographischen Wandel, muss langfristig und vorausschauend begegnet werden. Um in diesem Planungsprozess nicht nur getrieben zu werden, sondern ihn zu gestalten und eigene Schwerpunkte zu setzen, wurden regelmäßige Analysen und Strategie-Workshops auf den verschiedenen Ebenen des Johannesstifts – unter Einbeziehung eines erweiterten Mitarbeiterkreises – verankert.

Neustrukturierung

Im Strategieprozess wurde deutlich, dass sich zentrale Aspekte einer notwendigen Marktorientierung nur in einer grundlegend neuen Struktur entfalten können. Richtungsweisend schien die Struktur einer strategischen Holding mit eigenständig agierenden Geschäftsbereichen, die in der Rechtsform einer gemeinnützigen GmbH verfasst sind. Die Eigenständigkeit der Gesellschaften fördert Transparenz und Verantwortlichkeit, schafft Flexibilität und Freiräume für Innovation, ermöglicht ein schnelles Reagieren auf Marktveränderungen und begrenzt die Krisen einzelner Geschäftsfelder zum Beispiel bei der Sozialauswahl verursacht durch Personalabbau. Die Gliederung erleichtert zudem den Gesellschaften Kooperationen mit externen Partnern einzugehen.

Auf der Holdingebene erlaubt die Neustrukturierung ebenfalls eine Risikominderung, zum Beispiel bei finanzieller Schieflage einer der Gesellschaften. Der schlimmste Fall besteht nun in der Insolvenz eines Geschäftsbereichs. Diese zieht in der neuen Struktur aber nicht zwangsläufig die Gefährdung der gesamten Stiftung nach sich. Vor diesem Hintergrund gingen drei Gesellschaften – Altenhilfe, Behindertenhilfe und Wichernkrankenhaus, ein geriatrisches Fachkrankenhaus – am 1. Januar 2007 an den Start.

Einige durch die Neugliederung hervorgerufenen Änderungen lassen sich am Beispiel der Behindertenhilfe gGmbH deutlich machen. Als eigenständige Gesellschaft betreibt sie nun „internes Marketing“: Sie steht mit stiftsinternen Anbietern in einem Kunden-Dienstleister-Verhältnis. Im Einzelfall wird in einem festgelegten Rahmen entschieden, zu welchen Bedingungen Leistungen von der Zentralverwaltung eingekauft oder in der gGmbH selbst – und gegebenenfalls kostengünstiger – erstellt werden. Die Behindertenhilfe gGmbH selbst entscheidet nun über die Verwendung ihres Überschusses und finanziert damit von ihr selbst beschlossene Innovationsprojekte. Sie stößt Projekte eigenverantwortlich an und wählt dabei ihre Kooperationspartner selbst aus. Entscheidungsprozesse wurden durch die Neugliederung vereinfacht und spürbar beschleunigt. Kurzum: Die dezentrale Verantwortung wird entschieden wahrgenommen. Der Vorstand beaufsichtigt und steuert diese Entwicklung als Gesellschafter.

Doch neben der Schaffung von mehr Transparenz, Effizienz und Verantwortlichkeit wirft die Neustrukturierung auch Fragen bezüglich der gelebten Kultur und der Identität des Johannesstifts auf. Sind wir unter der dezentralen Struktur eigentlich noch *das* Johannesstift? Oder identifiziere ich mich nun primär mit meiner Gesellschaft? Der Kommunikation kommt in der Beantwortung dieser Fragen eine besondere Bedeutung zu. Interne wie externe Anspruchsgruppen müssen trotz dezentraler Struktur die gemeinsame Identität der Stiftung nach wie vor leben und erleben können. Das ist unter dem Aspekt des Vertrauens ein entscheidender Erfolgsfaktor.

Ziel war, Kommunikationsstrategien und -standards zu formulieren, die die strukturellen Änderungen stützen, gleichzeitig aber eine Klammer bilden. Im Zentrum standen dabei die Erarbeitung einer Markenarchitektur für das Stift und seine Tochtergesellschaften sowie die Entwicklung eines schlüssigen visuellen und textuellen Auftritts. Das Erscheinungsbild und die Kommunikationsstrategie sollten auf die Bedürfnisse der einzelnen Geschäftsbereiche und

deren Zielgruppen ausgerichtet werden. Den veränderten Seh- und Kommunikationsgewohnheiten dieser Zielgruppen wurde nach vorhergehender Analyse versucht, Rechnung zu tragen.

Das Designbüro Lindgrün, spezialisiert auf strategische Kommunikation, entwickelte sukzessive ein aus Markenarchitektur, Corporate Design und Kommunikationskonzept bestehendes Paket. Bei aller Veränderung sollte die Visualität einen entscheidenden Beitrag dazu leisten, dass die Stiftung für jeden erkennbar die zentrale Klammer für sämtliche sozialen Dienstleistungen unter ihrem Dach darstellt. Dem Neuen sollte Ausdruck verliehen werden – ohne dabei Tradition und bestehende Vision aufzuweichen. Klar war: Nur eine starke Marke kann Vertrauen binden – eine unabdingbare Voraussetzung für vertrauensbasierte Dienstleistungen, wie sie das Evangelische Johannesstift zur Verfügung stellt.

Ziel war gleichermaßen, eine differenzierte Wahrnehmung der einzelnen Gesellschaften zu ermöglichen, ohne diese auf Bestehendes „einzufrieren“ oder das nötige Wachstum einzuschränken. Voraussetzungen sollten geschaffen werden, um Kooperationen und Beteiligungen auch visuell zu integrieren. Das über Jahrzehnte aufgebaute Vertrauen sollte so gestärkt und mit den Geschäftsbereichen verbunden werden, die nun zwar unter dem Label gGmbH firmieren, aber immer noch zum „guten alten“ Johannesstift gehören. Neben der Dachmarkenstrategie und entsprechender visueller Umsetzung finden gezielt Maßnahmen statt, um die gemeinsame Identität zu erleben. Im Wesentlichen sind dies neben der Auseinandersetzung mit der diakonischen Identität das Veranstellen von Festen und Feiern. Diese vermitteln intern und extern die Welt des Johannesstifts und bilden Kristallisationspunkte in der Wahrnehmung seines Markenkerns.

Wachstum, Kooperationen und Vernetzung

Im Verlauf der Strategieentwicklung wurde deutlich, dass den wirtschaftlichen Herausforderungen nur mit einer Wachstumsstrategie begegnet werden kann. Wachstum kann die Kosten der gesamten Infrastruktur und der notwendigen Verwaltung, die sogenannten Overheadkosten, auf breite Schultern verteilen. Kostensenkungspotenziale können gehoben und eine Verhandlungsmacht kann Dritten gegenüber aufgebaut werden. Als räumlich relevanter Wachstumsmarkt wurden Berlin und die neuen Bundesländer definiert, ohne dabei Engagements insbesondere in osteuropäischen Ländern auszuschließen. Das Wachstum sollte organisch oder durch Übernahmen und Kooperationen erfolgen. In der Folge

zeigte sich, dass sich Kooperationen aufgrund der geringen Verbindlichkeit und schwer zu realisierender Synergien nur bedingt dazu eignen, dieses Ziel zu realisieren. Erfolg versprechender schien es zu sein, den Weg des organischen Wachstums zu verfolgen. In der Behindertenhilfe gibt es dazu bereits vielversprechende Ansätze. Und es schien naheliegend, eine Vernetzung mit kirchlichen Partnern in den Blick zu nehmen. Zuvor ist eine Reihe von Hürden zu nehmen. In der Realität lässt sich zwischen diakonischen Unternehmen und Gemeinden häufig eine Art Entfremdung feststellen. Vorbehalte bestehen nicht selten gegenüber großen Trägern und deren Managementorientierung, mit der diese geführt werden müssen. Darüber hinaus gibt es Befürchtungen, dass Spender und Spenderinnen oder Ehrenamtliche von der Gemeinde zu diakonischen Einrichtungen abwandern könnten. Umgekehrt wird den kirchlichen Institutionen oft Marktferne und fehlendes Management-Know-how unterstellt.

Dennoch spricht viel für eine engere Vernetzung von Kirche und Diakonie. Gemeinden können von professionellen diakonischen Dienstleistern in der Erfüllung ihrer Aufgaben profitieren. Und diakonische Unternehmen brauchen die gelebte Verbindung zu Gemeinden als unverwechselbare Grundlage ihrer Arbeit. Dies wurde in den letzten Jahren zunehmend als Wettbewerbsvorteil gegenüber privaten und kommerziellen Trägern im Gesundheitswesen erkannt und auch nachgewiesen. Die notwendigen Schritte sind zunächst überschaubar. Erste Maßnahmen sind das gemeinsame Betreiben eines Seniorenzentrums in einem Berliner Bezirk. Johannesstift, Kirchenkreis und Kirchengemeinde planen und realisieren dies in enger Kooperation.

Das Evangelische Johannesstift will die damit verbundenen Chancen konsequent nutzen und bringt sich verstärkt in Diskussionszusammenhänge ein, um Vorbehalte auszuloten, sie zu thematisieren und an ihrer Überwindung mitzuarbeiten.³ Eine erste vertrauensbildende Maßnahme ist dabei, offen einzugestehen, dass sich der Kooperationsgedanke nicht nur aus christlichem Selbstverständnis speist, sondern dass auch handfeste wirtschaftliche Gründe für ihn sprechen.

Marketingkommunikation

Die bedeutende Rolle, die der Kommunikation im Wandlungsprozess des Johannesstifts hin zu mehr Marktorientierung zukommt, wurde auf den vorangegangenen Seiten beleuchtet. Im Fokus standen die interne Kommunikation und ihre begleitende und unterstützende Funktion im Change-Management.

ment-Prozess. Verstärkte Marktorientierung zieht aber auch Konsequenzen in Bezug auf externe Kommunikationsmaßnahmen nach sich: Diese lassen sich als Aspekte von Marketingkommunikation charakterisieren.

Die Erarbeitung von Kommunikationsstrategien für Sozialunternehmen wird durch die Vielzahl ihrer Anspruchsgruppen zu einer Herausforderung: Kunden, Angehörige, Ämter, Mitarbeitende, Fördernde, Sponsoren, Politik, Öffentlichkeit. Allen sollen die Leistungsfähigkeit und das Engagement der Einrichtung vermittelt werden – doch die Erwartungen verschiedener Gruppen stehen häufig im Widerspruch. Ein offensichtliches Beispiel ist der Konflikt zwischen Einrichtung und Kostenträger. Der Kostenträger will Kosten reduzieren, die Einrichtung versucht für die Leistungsempfangenden ein Höchstmaß an Qualität und Hilfen in der Betreuung zu bieten. Beides geht oft schwer zusammen. In der Kommunikation muss es gelingen, sowohl die Qualität und Notwendigkeit der Leistungen hervorzuheben wie auch die Effizienz in ihrer Erbringung. Es gilt, das Dreieck zwischen Einrichtung, Kostenträger und Leistungsempfängerinnen und -empfängern auszubalancieren.

Vor dem Hintergrund dieser Komplexität ist es ein zentrales Ziel der Marketingkommunikation, das unverwechselbare Profil der Marke „Evangelisches Johannesstift“ herauszuarbeiten und auszubauen. Eines der unverwechselbaren Merkmale des Johannesstifts besteht zweifelsohne in seiner diakonischen Identität. Alle Angebote und Dienstleistungen werden von ihr getragen. Zur Verankerung dieser Identität tragen interne Maßnahmen der Personalentwicklung bei, aber auch die zielgerichtete Kommunikation in der Außendarstellung. Aufgabe der Marketingkommunikation besteht darin, diese Besonderheit zu unterstreichen und den daraus erwachsenden Wettbewerbsvorteil einer breiten Öffentlichkeit zu verdeutlichen. Dabei bedient sich die Kommunikation des Johannesstifts, im Vergleich zum eher sachlichen und informativen Stil der vergangenen Jahre, einer deutlich emotionaleren und affektiveren Ansprache.

Die Neustrukturierung der Stiftung in dezentrale Gesellschaften eröffnet der Kommunikation neue Chancen: In der Regel sind die dezentralen Bereiche näher an den Bedürfnissen der Anspruchsgruppen, nehmen Veränderungen in Markt und Umfeld schneller wahr und können gezielter kommunikativ darauf reagieren. Ein Transfer von Mitteln der zentralen Öffentlichkeitsarbeit hin zur dezentralen Kommunikation gab es zwar bislang nicht. Dennoch

wurde Letztere deutlich ausgebaut. Mittel auf der Ebene der Gesellschaften werden verstärkt für Kommunikation eingesetzt und das Bewusstsein für die Notwendigkeit von Marketingkommunikation ist um ein Vielfaches größer als noch vor Jahren. Die Neugliederung legte somit die Grundlagen dafür, dass Kommunikationsmaßnahmen verstärkt dezentral geplant und umgesetzt werden können.

Fundraising ist Teil der Kommunikationsstrategie und unterstützt die Positionierung
Die Weiterentwicklung der Kommunikationsstrategie des Johannesstifts lässt sich gut am Beispiel seiner jüngsten Fundraisingkampagne veranschaulichen. Angesichts rückläufiger staatlicher Zuwendungen nimmt das Fundraising im nicht kommerziellen Bereich einen immer bedeutenderen Platz ein. Kampagnen werden entwickelt, um finanzielle Handlungsspielräume zu erhalten und auszubauen. Sie sollen unabhängiger von staatlicher Förderung machen und helfen, die Gesellschaft jenseits öffentlicher Finanzierung sozial zu gestalten. Gleichzeitig nimmt der Wettbewerb um Spendengelder zu. In Zeiten verstärkter Marktorientierung ist zu unterstreichen, dass eine Definition von Fundraising als Mittelbeschaffung jenseits der öffentlichen Hand wesentlich zu kurz greift. Fundraisingkampagnen sind in zunehmendem Maß strategische Vehikel, die das Marketing vorantreiben, indem sie Kommunikationsanlässe schaffen, Image, Botschaften und Werte der jeweiligen Einrichtung transportieren, neue Zielgruppen erschließen und Partnerschaften anbahnen.⁴ Im günstigsten Fall lassen sich diese Projekte auch in eine Regelfinanzierung überführen.

Diesen Ansprüchen versucht das Johannesstift gerecht zu werden. Unter dem Motto „Kinder beflügeln“ arbeitet das Johannesstift mit rund 20 Berliner Grundschulen zusammen und fördert eine Reihe ganz unterschiedlicher Maßnahmen, um Kinder, die aufgrund von Armut und sozialen Problemen in Bildungsfragen benachteiligt sind, zu fördern: „Helfen, wo Bildung auf Armut trifft.“ Beispielhaft seien die Unterstützung von Schülerfirmen, die Ausstattung von Schulküchen mit Geschirr und Herden, die Bereitstellung von diversen Unterrichtsmaterialien oder die direkte Förderung einzelner Kinder und Familien genannt.

Der Innovationsgehalt von „Kinder beflügeln“ mag zunächst bescheiden erscheinen – stehen hilfebedürftige Kinder doch häufig im Zentrum von Fundraisingprojekten. Angesichts der bekannten Einbrüche im Bereich der Jugendhilfe und des dringenden Bedarfs im Handlungsfeld Bildung tätig zu werden,

ist die Entscheidung, gerade in diesen Bereichen Flagge und Kompetenzen zu zeigen sowie Kontakte auszubauen, schnell nachvollziehbar. Die Kampagne greift das jüngste Medieninteresse am Themenkomplex Bildung, Kinderarmut und Vernachlässigung auf. Sie segelt dabei nicht passiv mit, sondern versucht, eigene Akzente in der öffentlichen Diskussion zu setzen, die sich durch proaktives und selbstbewusstes Handeln ausweisen.

Um im medialen Grundrauschen nicht unterzugehen, muss sich eine solche Kampagne allerdings durch Kreativität und Medientauglichkeit auszeichnen. Insbesondere das Teilprojekt „Kultour-Piloten“ greift Chancen einer Berichterstattung auf, indem es das verbindende Element Kultur einsetzt. „Kultour-Piloten“ führt Kinder und Jugendliche an kulturelle Einrichtungen in Berlin heran. Armut begrenzt Teilhabe, und über „Kultour-Piloten“ ermöglicht das Johannesstift zumindest einigen Kindern und Jugendlichen diese Teilhabe. Prominente aus Politik, Kultur und öffentlichem Leben werden in die Besuche der Kinder in den Einrichtungen einbezogen, um das Medieninteresse und die öffentliche Wahrnehmung zu befördern.

Die Relevanz eines positiven Medienechos steigt in dem Maß, in dem ein Sozialunternehmen seine Fundraisingstrategie auf Sponsoring und Kooperationen mit Wirtschaftsunternehmen ausrichtet. Für diese ist Sponsoring eine Marketinginvestition, die sich durch Medialeistung rechnen soll. Ein angestrebter Imagetransfer vom Sozialen hin zum Wirtschaftsunternehmen kann nur gelingen, wenn das Kooperationsprojekt und somit das Engagement der Sponsoren hinreichend wahrgenommen wird. Toyota Motor Company beispielsweise ruft zu diesem Zweck seine Geschäftspartner zusammen, um mit dem Johannesstift gemeinsam zu überlegen, wie die Hilfskampagne nach vorne gebracht werden kann.

Auch „Kinder beflügeln“ setzt – als Fundraisingprojekt – auf die Spendenbereitschaft von Privatpersonen ebenso wie auf die Unterstützung durch Sponsoren.⁵ Als weiter gefasste Kommunikationskampagne versucht es jedoch, mehr zu leisten als Finanzmittel einzuwerben und damit Gutes zu tun. Es soll auch die Leistungsfähigkeit des unter Druck stehenden Geschäftsbereichs Jugendhilfe unterstreichen und positiv auf die Kompetenz, die Werte und die Identität der gesamten Stiftung abstrahlen. Auf kreative Weise und unter Mitwirkung bekannter Promotoren soll es eine Medienberichterstattung erzeugen, die zur positiven Wahrnehmung des Johannesstifts und seiner Kooperationspartner beiträgt.

Schlussbemerkung

Die Neuausrichtung des Evangelischen Johannesstifts wurde bis zum Jubiläumsjahr 2008 weitgehend abgeschlossen. Es besteht die Hoffnung, dass sich die gesteigerte Aufmerksamkeit anlässlich des Jubiläums auch auf die neue Struktur und das neue verbindende Erscheinungsbild lenken ließ und mit positiven Erlebnissen im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten aufgeladen wurde. Kennzahlen deuten bereits darauf hin, dass die geplante Marktorientierung und die Neustrukturierung einen wichtigen Beitrag dazu leisten, dass der Stiftungsauftrag langfristig erfüllt werden kann. Mitarbeiter- und Umsatzzahlen zeigen nach oben. Die Jugendhilfe schreibt nach einer langen Durststrecke seit sechs Jahren wieder schwarze Zahlen. Projektgruppen nehmen die beginnende Dynamik auf und arbeiten an der Optimierung von Schnittstellen zwischen Stiftung und den Gesellschaften. So werden umfangreiche Projekte der Prozessoptimierung in den Bereichen Finanz- und Rechnungswesen sowie Personalwesen durchgeführt, um die Zusammenarbeit zwischen Stiftung und Gesellschaften der Altenhilfe, Behindertenhilfe und Jugendhilfe effizienter und transparenter zu gestalten. Nicht reagieren, sondern zielgerichtet agieren: Dieses Muster, das jedem Marketing zugrunde liegen muss, hat sich das Evangelische Johannesstift zu eigen gemacht und ist damit erfolgreich – um der Menschen willen, für die die Stiftung laut Satzung und seit ihrer Gründung da ist.

Anmerkungen

- 1 In diesem Buch beschreibt der Autor Prozesse des Marketings für soziale Organisationen unter anderem mit Beispielen aus dem Evangelischen Johannesstift.
- 2 Leitend für die Strukturierung der internen Kommunikation waren die Ausführungen des Buches von Siegfried Schick, 2007.
- 3 Auf der Internetseite www.liebe-und-glaube.de ist eine Diskussionsplattform eingerichtet, um die Möglichkeiten der Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie auszuloten.
- 4 Siehe dazu auch Kern 2008. In diesem Artikel beschreibt der Autor strategische Gesichtspunkte des Fundraisings in Sozialunternehmen.
- 5 Näheres zur Fundraisingkampagne finden Sie unter www.kinder-beflugeln.de. Neben der notwendigen Mittelbeschaffung und Hilfe ist es das Ziel, ein Netzwerk von Unterstützenden aufzubauen und sich mit dem Thema Bildung öffentlich zu positionieren.

Literatur

- Bruhn**, Manfred: Marketing für Nonprofit-Organisationen. Grundlagen – Konzepte – Instrumente. Stuttgart 2005
- Kern**, Wolfgang: Fundraising in Sozial- und Gesundheitsorganisationen. In: Fundraising Professionell 2/2008
- Schick**, Siegfried: Interne Unternehmenskommunikation: Strategien entwickeln, Strukturen schaffen, Prozesse steuern. Stuttgart 2007

Soziale Arbeit ausbilden und anerkennen

Status und fachliche Autonomie in einer veränderten Ausbildung Teil 1

Karl-Heinz Grohall

Zusammenfassung

Im Mittelpunkt meiner Überlegungen steht die Staatliche Anerkennung von sozialen Fachkräften, deren Bedeutung als exklusivem Einstellungsmerkmal verloren zu gehen droht. Passt diese Berechtigung noch in das heutige Verständnis von Sozialer Arbeit? Und wenn das zutrifft: Wie ist sie zu gestalten und in die veränderte Ausbildung zu integrieren? Die beiden Fragen nähern sich dem Thema aus unterschiedlichen Richtungen. Mit der ersten Frage versuche ich, Sinn und Bedeutung einer Staatlichen Anerkennung aus dem Selbstverständnis der Sozialen Arbeit und unter Berücksichtigung ihrer sozialen Position abzuleiten (Teil 1). Mit der zweiten Frage wechselt die Perspektive. Ich gehe dann von der bisher praktizierten „Staatlichen Anerkennung“ aus und frage nach ihren eventuell erhaltenswerten Funktionen und deren Integration in die neue Studienstruktur (Teil 2 in der nächsten Ausgabe).

Abstract

My considerations focus on the matter of state accreditation of social work professionals whose exclusive significance for employment is in danger of being lost. Is state accreditation still in line with the current understanding of social work? And if so, how should it be designed and integrated into the modified education? These two questions approach the subject from different angles. In asking the first question I am trying to derive the meaning and significance of state accreditation from the self-conception of social work while taking into account its social position (part 1). The second question leads to a change in perspective. Proceeding from state accreditation as practised so far I ask which of its functions are worth keeping and how they can be integrated into the new educational structure (part 2).

Schlüsselwörter

Sozialarbeiter – Berufsausbildung – Bildungsabschluss – Staatliche Anerkennung

Staatliche Anerkennung und modernes Berufsverständnis Sozialer Arbeit

Die Soziale Arbeit versteht sie sich heute als Profession. Eine Profession bearbeitet autonom und auf der Grundlage systematischen Wissens spezialisierte

Aufgaben für Einzelpersonen und Gruppen, für die Gesellschaft und zur Sicherung des Gemeinwohls. Sie organisiert sich selbst und steuert ihr Verhalten auf wissenschaftlicher Grundlage mit eigener methodischer Fachlichkeit und einer speziellen Ethik. Da die Fachkräfte der Sozialen Arbeit – ähnlich wie die Lehrer und Lehrerinnen – aber überwiegend in Abhängigkeit von zugewiesenen Adressaten und im Auftrag von Anstellungsträgern und der Öffentlichkeit handeln, ist ihr professioneller Selbstanspruch umstritten und wohl eher eine Wunschvorstellung, denn ihnen fehlt mehrheitlich die selbstständige Position als wichtiges professionelles Merkmal. In dem Hiatus zwischen gewünschter Professionalität und auftragsbedingtem Status ist die soziale Position der Sozialen Arbeit unsicher.

Notwendiger Binnendiskurs

In Wahrnehmung dieser unsicheren eigenen sozialen Position führt die Soziale Arbeit seit ihrem Bestehen einen niemals abreißenden Diskurs über ihr berufliches Selbstverständnis. Und in der Tat, ich kenne keinen anderen Beruf, der sich so intensiv und kritisch mit sich selbst beschäftigt. Dabei eilen die Vorstellungen und Ziele der Berufswirklichkeit oft weit voraus. Diese Kluft zwischen Selbstverstehen und Berufsrealität wird im Diskurs überbrückt. Es ist auch zu hören, dass die Soziale Arbeit diese ständige Selbstthematizierung, die sich fast zu einem Berufsmerkmal verfestigt hat, nicht nötig habe. Doch sollte die Soziale Arbeit solchen Forderungen nicht entsprechen, denn durch die ausgeprägte und sogar bewusst gepflegte Selbstreflexion war sie bisher immer in der Lage, auf soziale Veränderungen, neue Anforderungen und auf den Wandel wissenschaftlicher Paradigmen unverzüglich zu reagieren. Allerdings gerät sie dadurch in Gefahr, gegenüber gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Moderscheinungen sowie gegenüber öffentlicher Meinung anfällig zu sein. Es gibt kaum ein neues Thema in der Sozialwissenschaft oder ein Problem in der Politik oder im gesellschaftlichen Alltag, das in der Sozialen Arbeit nicht aufgegriffen wird und Spuren hinterlässt. Ich sah in dieser Anfälligkeit lange Zeit eine ärgerliche Beliebigkeit und einen Mangel an beruflicher Substanz, doch bin ich inzwischen eher der Meinung, dass es sich dabei auch um eine notwendige Voraussetzung für ihre, die Arbeit erfordernde Sensibilität handelt. Allerdings nur solange, wie sich daraus kein Dauergejammer über die eigene als misslich empfundene Lage entwickelt.

Anlass zu Zweifeln an der Professionalität Sozialer Arbeit gibt, wie schon erwähnt, vor allem die Abhängigkeit der Berufsposition der Mehrheit der zirka

120 000 Berufsangehörigen (Dietrich 1996, S. 13), denn Anstellung und Verbeamtung begründen eine weisungsgebundene Abhängigkeit, die mit professioneller Autonomie nur schwer vereinbar ist. Eine weitere Anpassung verlangt sich die Soziale Arbeit immer dann ab, wenn sie sich schützend vor ihre Adressaten und Adressatinnen stellt, obwohl sie dafür nicht immer ein Mandat der Betroffenen erhalten hat. Um sich aber möglichst viele Handlungsoptionen (auch im Interesse ihrer Klientel) offenzuhalten, kann sich die Soziale Arbeit nicht einseitigen Interessen verpflichten, auch wenn überzeugende moralische Gründe dafür sprechen mögen (Hartwig; Merchel 2000).

Den Anpassungserwartungen von Klienten und Klientinnen sowie Anstellungsträgern könnte sich die Soziale Arbeit nur durch eine vollendete Professionalität dauerhaft entziehen. Da aber dieser Status zurzeit nicht erreichbar ist, tritt in der Sozialen Arbeit fortwährend eine innerberufliche Spannung zwischen geforderter Anpassung an Dienstvollzüge und fachlich-autonomer Handlungsfähigkeit auf. Diese Spannungsbeziehung ist ein typisches Merkmal beruflicher Sozialer Arbeit (Grohall 1997, S. 22 ff.). Bildlich gesprochen sitzt sie zwischen zwei Stühlen und ich meine, dass sie aus noch anderen guten Gründen dorthin gehört.

Spannungsbeziehungen als Berufsmerkmal

Die berufstypischen Spannungen werden bereits in der Ausbildung unter anderem mit der Rollentheorie und den entsprechenden Konflikten bearbeitet. Diese möchte ich nicht aufgreifen, weil sie Probleme zu leicht als Intrarollenkonflikt in die Fachperson verlagert. So werden zum Beispiel Kindesmisshandlungen oder Verletzung der Aufsichtspflicht von Fachkräften diskutiert. Das mag es geben, aber zu Recht weisen die Fachkräfte und ihre Anstellungsträger auf den grundsätzlich vorhandenen Widerspruch zwischen dem öffentlichen Schutzauftrag gegenüber Kindern und den verfassungsgesicherten Elternrechten und dem Schutz der Privatsphäre hin. Solche widersprüchlichen Situationen sind typisch für die Soziale Arbeit und nicht nur die Folge von individuellem Versagen, sondern Ausdruck des gesellschaftlichen, rechtlich formulierten und von der Sozialen Arbeit akzeptierten Auftrags.

Die berufliche Soziale Arbeit hatte seit ihren Anfängen gemeinwohlorientierte Aufgaben, die sich aus den gesellschaftlich-kulturellen Lebensverhältnissen und ihren Notlagen zu Beginn des 20. Jahrhunderts,

denen Familien, Nachbarschaft, Schule und wohltätige Fürsorge allein nicht mehr gewachsen waren, entwickelten. Es ist aber bekannt, dass neben einer gesellschaftlichen Notwendigkeit auch andere Bestrebungen – zum Beispiel die Emanzipation großbürgerlicher Frauen – die Entwicklung beruflicher Sozialarbeit beeinflussten. Zu den aus gesellschaftlichen Notlagen erwachsenen Aufgaben gesellten sich Einflüsse, die von den Fürsorgerinnen, Sozialbeamtinnen und Wohlfahrtspflegerinnen selbst ausgingen, indem sie den ursprünglich eng an pflegerischen Familienaufgaben angelehnten beruflichen Aufgabenkatalog aktiv erweiterten. Ich weise auf die Prozesse der Aufgabenstellung von außen und des fachlichen Strebens von innen deshalb hin, weil beide bis heute gemeinsam auf die Entwicklung der Sozialen Arbeit einwirken. Die Soziale Arbeit ist nicht nur, obwohl sie manchmal so verstanden wird, für die Lösung vorgegebener Probleme nach der Art der Feuerwehr zuständig, die deshalb ständig an ihrer Selbstabschaffung arbeitet, weil es, dank ihrer Arbeit, bald keine Probleme mehr gibt, sondern sie selbst wirkt von sich aus gemeinwohlfördernd in die Gesellschaft hinein. Sie ist, oft noch vor den Betroffenen selbst, ein Seismograph für soziale Notlagen, weil sie unmittelbar im Alltag offen, reflektiert und unspezialisiert tätig ist.

Wertvolle Sensibilität

Die Soziale Arbeit kann ihre Aufgaben deshalb in der von ihr geforderten und gewollten Weise und mit Zustimmung der Öffentlichkeit wahrnehmen, weil sie aufgrund ihrer schon erwähnten hoch entwickelte Selbstreflexion und der darauf beruhenden sensiblen Offenheit für ihre Aufgaben besonders geeignet ist. So sind es gerade die Expertinnen und Experten der Sozialen Arbeit selbst, die über das hinaus, was ihnen als Aufgabe übertragen ist, ihre eigene Notwendigkeit zeigen und begründen; was allerdings auch zur selbstbezogenen, allein arbeitsplatzsichernden Berufsinteressenpolitik missraten kann, wenn eine Bindung an das Gemeinwohl fehlt. Hier verdeutlicht sich, dass eine Staatliche Anerkennung den Status der Sozialen Arbeit stützen muss, damit sie ihre Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwohl sicher wahrnehmen kann. Bisher ist dies der Sozialen Arbeit – auch durch die „Staatliche Anerkennung“ abgesichert – gelungen. Man denke nur daran, wie sich die Soziale Arbeit in wenigen Jahren den Zahlen nach ausgeweitet und als Beruf etabliert hat (Rauschenbach 1999). Nach einer Studie des Deutschen Berufsverbands für Soziale Arbeit e.V. findet sie auch bei 87 Prozent der Bevölkerung Zustimmung (www.dbsh.de/html/hauptteil_stellenwert.html).

Der Vorteil des entwickelten fachlichen Selbstdiskurses besteht darin, dass er eben nicht nur interessen-gesteuerte Politik und Reflex auf unbefriedigende Berufsbedingungen ist, sondern auch und besonders Verantwortung gegenüber dem Gemeinwesen beinhaltet. Es erscheint deshalb nicht verwunderlich, dass die Hälfte von 13 in den Jahren 2005 bis 2007 in der Zeitschrift „Blätter der Wohlfahrtspflege“ befragten Fachleuten auf die Frage nach der Lage der Sozialen Arbeit mit einer Beschreibung der gesellschaftlichen Situation antwortete und nicht durchgängig die beruflichen Arbeitsbedingungen schilderte, was auch legitim gewesen wäre.

Vielfalt der Aufgaben und Methoden

Zugegeben, bei oberflächlicher Betrachtung vermittelt das berufliche Handeln Sozialer Arbeit mit der großen Zahl ihrer Arbeitsfelder und den unterschiedlichen Ansätzen und methodischen Vorgehensweisen den Eindruck von Beliebigkeit. Auch fällt es mitunter schwer, sich überhaupt Aufgaben und gesellschaftliche Bereiche vorzustellen, die nicht in irgendeinem Zusammenhang mit der Sozialen Arbeit gebracht werden könnten. Darin sind auch Ursachen dafür zu finden, dass es sehr schwierig ist, einen verbindlichen Qualifikationsrahmen Soziale Arbeit für das Studium zu entwickeln (siehe Teil 2). Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn auch noch der sogenannte gesunde Menschenverstand und persönliche Lebenserfahrung in die fachliche Legitimation ununterscheidbar integriert sind; was die Ausbildung dadurch minimiert, dass sie sich mit wissenschaftlichen Grundlagen ausgestattet hat. Dass aber diese scheinbare Beliebig- und Zufälligkeit der fachlichen Arbeit strukturell-funktional notwendig ist, will ich versuchen zu erklären und damit die Fragen nach dem Kern Sozialer Arbeit und danach, was eine Staatliche Anerkennung damit zu tun hat, verbinden.

Selbstbestimmtheit des Menschen

Die Soziale Arbeit ist ein Element der gesellschaftlichen Struktur, das mit anderen Elementen funktional verbunden ist. In der lange vergangenen Zeit, in der ich Soziale Arbeit lernte, sprachen wir von Einzelfall-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit und glaubten, damit die Gesellschaftsstruktur für unsere Arbeit fachlich angemessen erfasst zu haben. Heute stellt sich die gesellschaftliche Struktur wesentlich komplexer dar. Wissenschaftliche Erkenntnisse und technische Innovationen differenzieren mit besonderer Intensität die Gesellschaftsstruktur und die gesellschaftlichen Prozesse in einem Ausmaß, dass sie allgemein unübersichtlich geworden sind und nur in Teilen von Spezialisten und Spezialistinnen annähernd verstanden werden können. Entsprechend

zerfallen die theoretischen Analysen, die sich auf lediglich einige Hauptmerkmale gesellschaftlicher Entwicklung verständigen können. Auf eines dieser Hauptmerkmale, die Individualisierung der Lebensverhältnisse und -konzepte, werde ich mich beschränken. Es sagt, dass der Mensch sich heute in seinen Zielen und Wertvorstellungen, in den Beziehungen zu anderen Menschen und gegenüber Gesellschaft, Kultur und Natur individuell selbst bestimmen kann und muss. Es stehen ihm Freiheitsgrade zur Verfügung, die es ihm überlassen, auf welche Weise er leben will. So kommt es zu zahllos unterschiedlichen Lebenskonzepten.

Soziale Arbeit als Fallmanagement

Wegen dieser individuellen Lebensweisen sind Probleme und Nöte ebenfalls unterschiedlich. Auch Problemkategorien (wie etwa die Arbeitslosigkeit) werden individuell erlebt und verlaufen nach persönlichem Muster. Gleichzeitig bieten freiheitliche und soziale Gesellschaften zahlreiche Faktoren, die zur Lebensbewältigung beitragen oder auch zu Lebensdissonanzen führen können. Aus diesen Faktoren das Notwendige und dem Lebenskonzept Entsprechende auszuwählen, überfordert nicht wenige. Das gilt übrigens auch für ganz persönliche Beziehungen zwischen Menschen und für das Streben nach Glück. Die durch Unsicherheit verstärkten Lebensrisiken rufen Angst und gleichzeitig ein bewusst verstärktes Streben nach Sicherheit hervor. In einer solchen Realität die Aufgaben der Sozialen Arbeit zu erfüllen, bedeutet zuvorderst, sich mit dem Individuum, also dem Einzelfall zu beschäftigen. In der Zusammenarbeit mit Einzelnen sind Chancen der Problemlösung gegeben. Somit ist die Soziale Arbeit heute überwiegend Fallmanagement, nicht weil sie sich dafür fachlich entschieden hat, sondern weil es die Sozialstruktur fordert.

Grenzen politischer Aktionen

Die Soziale Arbeit hat immer versucht, über den Einzelfall hinaus strukturverändernd zu arbeiten und Lebensbedingungen zu verbessern. Und viele Berufsangehörige sehen darin auch heute eine vor allem politische Aufgabe. Doch fehlt der Sozialen Arbeit die Kraft zur Durchsetzung von kollektiven Forderungen. Dafür gibt es sicher mehrere Gründe, doch bin ich der Meinung, dass der vom Auftrag bestimmte Berufsstatus, das alltägliche Handlungsfeld und die berufstypischen spannungsvollen Beziehungen eine Skepsis gegenüber dem Gelingen politischer Aktionen begründen. Angesichts der Tatsache, dass heute unbekannte und nicht steuerbare Kräfte die Lebensbedingungen der Menschen in starkem Maße beeinflussen und unvorhergesehene Ereignisse umge-

hend weltweite Wirkungen erzielen, erscheint es mir unrealistisch, von der Sozialen Arbeit politische Aktionen fachlich begründet zu verlangen. Es entspricht nicht ihrem Berufsauftrag. Eine unabhängig-fachlich und aus eigener Bestimmung agierende Soziale Arbeit kann und sollte sich auf kleine soziale Einheiten und Territorien konzentrieren. Dort kann sie auch ihre schon erwähnte seismographische Funktion am besten erfüllen. Der Einzelne mit seinen die gesellschaftliche Komplexität in sich tragenden sozialen Kernbeziehungen steht für die Soziale Arbeit im Vordergrund.

Einzelfall und bürokratische Systeme

Die selbstreflektierte, auf den Einzelfall ausgerichtete seismographische Soziale Arbeit hat aber noch mindestens eine weitere Funktion. Der Einzelne, diesmal als „Strukturelement“ verstanden, lebt umgeben von Märkten und sozialen Systemen. Während die Märkte die Menschen mit Gütern und Dienstleistungen gegen Bezahlung versorgen, liefern die sozialen Systeme Sicherheit, Wohlfahrt und Gemeinwohl. Sie funktionieren in rechtlich begründeten, rational-bürokratischen Strukturen und bearbeiten definierte Aufgaben und Probleme. Die Möglichkeiten, nach dem individuellen Einzelfall zu handeln, sind begrenzt (auch wenn sich die Agenten Fallmanager und Fallmanagerinnen).

Es gibt die Tendenz, Aufgaben und Leistungen informeller Lebensformen auf bürokratische Systeme zu übertragen. Nehmen wir als Beispiel die flächendeckende Einführung von Kinderkrippen für die Ein- bis Dreijährigen. Sie wird – auch wenn sie sich um familiäre Ähnlichkeit bemüht – zum bürokratischen System, das Zugangskriterien, Raumprogramme, Hygienekontrollen, Finanzpläne, Personalhierarchien, Urlaubsregelungen, Öffnungszeiten und so weiter benötigt. Noch komplexer sind die Systeme der Versorgung und der sozialen Sicherung. Sie beruhen auf

allgemeinen Berechtigungskriterien, bilden in den Grenzen ihrer Zuständigkeit Kategorien von Fällen und verteilen ihre Leistungen nach Richtlinien und komplizierten Formeln. Je mehr sie sich bemühen, dem Einzelfall zu entsprechen, desto komplizierter und unübersichtlicher werden sie, denn die vielfältig-individualisierte Struktur des Alltagslebens stimmt nur selten mit bürokratischer Rationalität und deren Kategorien überein. Also brauchen sie, um ihre Leistungen effektiv zu erbringen, eine lebenserfahrene, mit dem Einzelfall vertraute Vermittlung.

Soziale Arbeit als Transfer

Der Einzelne steht diesen bürokratischen Systemen oft hilflos gegenüber; ja manchmal sind sie überhaupt unbekannt. Das hat seine Ursache nicht darin, dass Betroffene zu dumm zum Verstehen sind, sondern darin, dass die Aufgaben und Verfahrensweisen der Systeme einer eigenen Logik folgen, die mit Alltagserfahrung nicht nachzuvollziehen ist. Rat und Hilfe Suchende fühlen sich deshalb solchen Systemen ausgeliefert. Wer versteht schon die Geschäfte von Krankenkassen, Rentenversicherungen und Finanzämtern? Damit diese Systeme, die überwiegend eine Kommstruktur besitzen, also nur auf Antrag tätig werden, aber ihre „Kunden“ überhaupt erreichen, benötigen sie und besonders die, die sie nutzen, sachkundige Unterstützung in Form von Vermittlung oder Beratung und manchmal auch durch Ermutigung. Solche Vermittler und Vermittlerinnen bilden eine Art „Puffer“ zwischen der individuellen Besonderheit des Einzelfalls und den kategorialen Nutzungserfordernissen des Systems. Zu den für das Funktionieren der Systeme so notwendigen Vermittelnden und Transferagenturen gehört an prominenter Stelle, besonders für sozial Benachteiligte, die Soziale Arbeit. Ähnlich geht es auch den Menschen in ihren ganz persönlichen Beziehungen, die risikobehaftet sind und oft genug der Mediation bedürfen, um weiter bestehen zu können.



Fachkongress

Enabling Community Gemeinsame Sache machen

18. bis 20. Mai 2009
Hamburg-Steilshoop

**JETZT
ANMELDEN**

Evangelische Stiftung Alsterdorf, Hamburg und
Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin

Infos und Anmeldung:
www.enabling-community.de

<https://doi.org/10.5771/0496-1666-2009-3>

Generiert durch IP 137.165.62.240 am 12.05.2024, 16:10:02

Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

Soziale Dienstleistung

Diese Vermittlungsaufgabe ist eine soziale Dienstleistung, die ihren Zweck erst erfüllt, wenn der Empfänger das Vermittlungsangebot akzeptiert und den Ratschlägen folgt. Das ist wiederum davon abhängig, wie genau Unterstützung und Rat die Verstehensmöglichkeit und die Lebenssituation Betroffener wirklich berücksichtigen. Kenntnisse der betroffenen, alltäglichen Lebenswelt als sozialarbeiterische Fachlichkeit sind dazu erforderlich. Oft ist auch Überzeugungsarbeit zu leisten, weil der Betroffene seine Situation nicht realistisch begreift. Jede Schuldnerberatung kann davon berichten. Die Soziale Arbeit muss also einmal mit dem Betroffenen kommunizieren und gemeinsam mit ihm die Situation analysieren können und zum anderen über Systemkenntnisse verfügen, um deren Leistungen abrufen zu können. Beides setzt Fachkenntnisse auf vielen Gebieten voraus, die durch ein Bachelorstudium nicht so vermittelt werden können, dass sie den Kenntnissen professionell-spezialisierter Fachberater und -beraterinnen gleichzusetzen sind.

Spezialist für das Allgemeine

Eine spezialisierte Fachberatung muss Soziale Arbeit nicht anbieten, denn ihre Aufgabe ist eine andere. Anders als professionell Beratende, wie Rechtsanwälte, Ärzte, Therapeuten, Steuerberater, Priester, orientiert sie sich am „ganzen Menschen“. Während sich Spezialisten und Spezialistinnen an Sozialhilferecht, Drogentherapie und vielen anderen Sachgebieten orientieren, versucht die Soziale Arbeit alltägliche Gesamtsituationen und Problemlagen zu verstehen. Sie wendet deshalb auch nicht vorgegebene Diagnose- und Behandlungsschemata an, aus denen sich Fallkategorien ergeben, sondern beteiligt die Betroffenen an der Analyse und erwartet, neue Aspekte eines Problems zu entdecken. Eine fachlich gelingende Soziale Arbeit kennt dabei die eigenen Grenzen und weiß, wann spezialisierte Professionen hinzuzuziehen sind; was übrigens ebenfalls zu ihren Vermittlungsaufgaben zählt. Ähnliches wird gerade mit dem Hausarztmodell im Gesundheitswesen versucht, das eine „Organspezialisierung“ vermeiden helfen soll, bei der der Patient oder die Patientin bereits durch die Wahl des Facharztes selbst einen Teil der Diagnose bestimmt. Die Soziale Arbeit ist ein „Spezialist für das Allgemeine“. Dazu benötigt sie zwar auch Grundinformationen über die verschiedenen Sachgebiete, aber ihre Kernkompetenz liegt im Verstehen von Alltags- und Problemsituationen. Und genau in dieser Aufgabe kann in der modernen Welt auf die Soziale Arbeit nicht verzichtet werden, auch wenn ihr dadurch ein professioneller Status verwehrt bleibt.

Berufliche Selbstzweifel

Die Konsequenz aus dem hier entwickelten Verständnis Sozialer Arbeit ist, dass eine Professionalisierung, die heute immer auch Spezialisierung bedeutet, mit ihrer Kernaufgabe nicht vereinbar ist. Ich gebe gerne zu, dass diese sehr grobe Zeichnung manches Ungeklärte und Widersprüchliche enthält. Auch ist mein Bild oft zu ideal geraten und berücksichtigt zu wenig die überall zu findenden Unzulänglichkeiten. Dennoch habe ich mich dafür entschieden, um auch eventuell vorhandenen beruflichen Selbstzweifeln etwas entgegenzusetzen. Denn vieles, was an der Sozialen Arbeit äußerlich vielleicht als ungeklärt, als inhaltlich zerrissen, als bloße Selbststilisierung und professionelle Unterentwicklung wahrgenommen und kritisiert wird, ist ihrem gesellschaftlichen Auftrag und ihrer sozialen Position grundsätzlich angemessen.

Soziale Arbeit ist in ihrem Kern in den meisten Aufgaben und Arbeitsfeldern Vermittlungsarbeit zwischen Individuen und deren Beziehungen zu Systemen. Das sind die schon erwähnten zwei Stühle, zwischen denen die Soziale Arbeit ihren Platz gefunden hat. Doch auch auf anderen Ebenen nimmt die Soziale Arbeit einen solchen Vermittlerplatz ein. Sie ist weder Anwältin der Adressaten noch Vollzugsbeamtin rechtlicher Vorschriften. Ebenfalls vermittelt sie zwischen spezialisiertem Wissen und der Alltagserfahrung. In diesen Zwischenpositionen ist die Soziale Arbeit in der Sozialstruktur verankert, erfolgreich und hoch angesehen.

Staatliche Anerkennung statt Professionalisierung

Welche Bedeutung hat nun eine Staatliche Anerkennung? Die Position als reflektierter, sensibler Vermittler und Spezialist für das Allgemeine an der Nahtstelle zwischen Individuum und System ist nicht automatisch gefestigt, sondern – wie schon gesagt – prekär und voller Spannungen verschiedener Art:

▲ Professionen können sich angesichts wachsenden Wissens und steigender Anforderungen nur als Spezialisten autonom legitimieren und etablieren. Ich sehe diesen Weg für die Soziale Arbeit mehrfach versperrt. Einmal würde sie als spezialisierte Profession ihre wesentliche, eben beschriebene und gesellschaftlich geschätzte Kernaufgabe nicht mehr erfüllen. Sie müsste sich dem Wettbewerb mit anderen Spezialisten stellen und ich bezweifle, dass ein Bachelorabschluss darin erfolgreich sein könnte. Schließlich fehlen einer Professionalisierung Sozialer Arbeit eine eigene gesetzliche Grundlage und eine Berufskammer als konkrete Realisierungschancen. Auch

die bereits vorhandenen Beispiele selbstständiger Existenzen in der Sozialen Arbeit sind nicht überzeugend und oft genug eine erzwungene Existenzsicherung als Folge von Sparmaßnahmen.¹ Es fehlt ein rechtlicher Rahmen für eine selbstständige Existenz, der die fachliche Qualität sichert und Berufsfremden (wie zum Beispiel den Berufsbetreuern und -betreuerinnen) den Zugang verwehrt. Es bleibt eine Aufgabe jeder Fachkraft, sich mit der berufsimmanenten Spannung zwischen dem Wunschbild der Profession und dem tatsächlich möglichen Status auseinanderzusetzen; was manchen reizt, sich weiter zu qualifizieren, um in eine Profession „aufzusteigen“. Die Soziale Arbeit bietet auch dafür gute Voraussetzungen, denn ihre entwickelte Selbstreflexion beinhaltet ein Motivationspotenzial zur beruflichen Veränderung und ein großes Weiterbildungsinteresse (Höfener 2005). Die Hoffnung, etwa über das Studium des Sozialmanagements die Niederungen der Sozialen Arbeit verlassen zu können, hat ebenfalls Konjunktur. Entsprechende Masterstudiengänge werden flächendeckend angeboten.

▲ Der Schreibtisch der Sozialen Arbeit steht in der Alltagswelt, nicht im Labor oder in der Bibliothek. Sie muss die Alltagssprache beherrschen, um zu verstehen und um verstanden zu werden. Und da der eigene Alltag dem erlebten ähnlich ist, sind persönliche Lebenserfahrungen nicht ganz auszublenden und zugleich eine Möglichkeit und eine Gefahr, das berufliche Handeln mit ihnen zu begründen. Dass hier deutlich abgegrenzt werden muss, gehört zum fachlichen Berufsstandard. Und doch bleibt eine Spannung zwischen beruflichem Fall und eigenem Leben, der sich spezialisierte Professionsangehörige kaum aussetzen müssen.

▲ Eine einheitliche, wissenschaftliche Grundlage der Sozialen Arbeit als homogene, konsensuale, die Aufgabenfelder übergreifende Handlungstheorie ist bisher, wenn auch Fortschritte in diese Richtung gemacht wurden, nicht zu erkennen. Und ich bezweifle, ob es realistisch ist, sie überhaupt zu erwarten, weil sich dieses sogenannte „Theoriedefizit“ bislang mit guten Praxistheorien ausgleichen ließ. Auch andere angewandte Wissenschaften sind in dieser Frage nicht puristisch und verfügen über ein Arsenal solcher Theorien. In den Arbeitsfeldern und für wiederkehrende Situationen gibt es eigene Handlungstheorien, die häufig Elemente unterschiedlicher Wissenschaften miteinander verbinden. Der sogenannte theoretische Minderstatus Sozialer Arbeit wird häufig nur von etablierten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen anderer Disziplinen festgestellt, die sich in privilegierten Positionen befinden und

meinen, potenzielle Konkurrenten abwehren zu müssen. Die Soziale Arbeit ist in der Hierarchie des Theoriewissens selten in den oberen Rängen zu finden, was zu inneren Berufsspannungen führt und die Sehnsucht nach einem professionellen Status verstärkt.

▲ Die Soziale Arbeit ist mit ihrer in einem generalistisch angelegten Studium zu vermittelnden Kernkompetenz in zahlreichen und unterschiedlichen Arbeitsfeldern tätig. Sie wird sozusagen als allgemeine Kompetenz niemals allein und in „Reinkultur“ praktiziert. Für die dort tätigen, in der Sozialen Arbeit ausgebildeten Fachkräfte bestehen dadurch ein Anreiz und manchmal auch die Notwendigkeit, sich für das Arbeitsfeld zu spezialisieren. Doch bleibt eine Spannung zwischen dem in der Ausbildung entwickelten beruflichen Selbstbild und der Neusozialisation in ein Arbeitsfeld erhalten.

▲ Die Breite und Tiefe des für die Vermittlungsaufgabe erforderlichen Wissens kann nur begrenzt vermittelt und erworben werden. Die Berufsangehörigen selbst nehmen diese Tatsache manchmal als Halbwissen wahr. So entsteht eine Spannung zwischen dem tatsächlichen und dem eigentlich notwendigen Wissen, was zur Unsicherheit im beruflichen Handeln führen kann. Ein Anwalt für Sozialrecht wird Rechtsfragen zutreffender bearbeiten als eine Sozialarbeiterin. Aber nur sie wird erkennen können, dass es sich nicht nur um eine Rechtsfrage handelt, sondern noch ganz andere Fragen zu beantworten sind.

Spannungsausgleich durch Staatliche Anerkennung

Auch wenn sich einzelne dieser Spannungsbeziehungen jeweils relativieren lassen, ist ein gefühlter beruflicher Minderstatus als gleichbleibende Stimmungslage nicht auszuschließen. So ist es auch mehr als verständlich, wenn die Soziale Arbeit insgesamt oder der einzelne Berufsvertreter dieses Defizit durch Professionalisierung zu überwinden wünscht. Doch daraus erwächst die Gefahr, die gesellschaftlich zugestandene, akzeptierte und auch geschätzte Position zu verlassen. Will die Soziale Arbeit aber dort, wo sie so erfolgreich ist, bleiben, benötigt sie ein zusätzliches *Mandat des Staates*, eine offizielle *Anerkennung durch die Gesellschaft*, um ihre berufliche Position zu sichern und sie wenigstens teilweise von Selbstlegitimation zu entlasten. Jeder Berufsangehörige, der einmal Berufsfremden erklären musste, was seine Arbeit ist, und zur Antwort bekam, dass das ja fast jeder könne, wird diesen Gedanken verstehen

Nun gibt es durchaus ein Bemühen, den staatlichen Einfluss auf den Beruf möglichst gering zu halten. Gemeint ist damit wohl eine politische Einflussnahme. Als eine Veränderung in diese Richtung wird die Privatisierung und eine Integration sozialer Dienste angeboten. Das bedeutet, dass sich Soziale Arbeit marktmäßig durch wettbewerbsfähige Leistungen legitimieren und Gewinne erzielen soll. Auf diesen Trend, der bei der Ausschreibung und Vergabe von Projekten bereits europaweit praktiziert wird, kann sich die Soziale Arbeit mit ihrer Kernaufgabe nur schwer einlassen. Ihre Dienste sind auf einem echten Markt nicht verkäuflich. Deshalb werden heute Pseudomärkte definiert, die die wirklichen Vorteile eines idealen Marktes nicht erbringen, sondern oft strukturgefährdende Wirkungen erzielen und in Wahrheit bloße Kostenparer sind. Die Qualität der Sozialen Arbeit lässt sich nicht neutral messen und deshalb kann ihr Wert nicht als Marktpreis bestimmt werden. Auch erreicht die Soziale Arbeit auf einem Markt nicht ihre wirklichen Klienten und Klientinnen, die niemals autonome Kunden sind.

So bleibt es also – wenigstens zunächst – bei einer staatlichen Anerkennung, die ein staatliches Mandat, gebunden an das Gemeinwohl, erteilt. Es wird wohl dann am besten erteilt, wenn die Soziale Arbeit sich fachlich etabliert, aber noch nicht in Arbeitsfelder zergliedert hat. So betrachtet ist das Ende eines generalistisch ausgerichteten Bachelorstudiums der richtige Zeitpunkt für eine Staatliche Anerkennung, die zu einem geregelten Berufszugangsverfahren mit Statuswirkung entwickelt werden könnte; leider ist das Gegenteil zu beobachten (mehr dazu in der nächsten Ausgabe der „Soziale Arbeit“).

Nun kann man sich berechtigt fragen, ob meine Überlegungen zur Bedeutung der „Staatlichen Anerkennung“ Resonanz in der Fachöffentlichkeit finden. Die in der Zeitschrift „Blätter der Wohlfahrtspflege“ befragten Experten und Expertinnen waren in vielen Punkten unterschiedlicher Auffassung, lediglich in drei Merkmalen des Selbstverständnisses war man sich relativ einig.² Häufig genannt wurden der professionelle Status, die Verpflichtung gegenüber der Berufsethik und die Sozialarbeitswissenschaft als Grundlage der Sozialen Arbeit. Politisch und öffentlich wirksames Handeln, das Ermöglichen der Partizipation der Klientel, Flexibilität, Entwicklung, Offenheit sowie Qualitätssicherung und Leistungsorientierung wurden seltener als Merkmale des Selbstverständnisses genannt. Die Ergebnisse dieser Befragung unterstreichen die hohe Aktualität des Strebens nach Professionalisierung auf wissenschaftlicher Grundlage und mit eigenständiger Berufsethik.

Dass Soziale Arbeit als Profession aber bisher doch nur Ziel – ich sage ein Wunschbild – ist, bringen die rundum besorgten Fachleute, allen voran die Hochschullehrerinnen und -lehrer, dann ebenfalls zum Ausdruck. Die Reihenfolge der Häufigkeit der Nennung aufgeführter Statements in der folgenden Aufzählung bestätigen einige meiner Einwände gegen eine Professionalisierung Sozialer Arbeit und rücken das so einmütig gefasste Ziel in weite Ferne. Als defizitär wird wahrgenommen, dass

- ▲ die Ökonomisierung der Sozialen Arbeit zu Wettbewerb und Privatisierung führt, die bisher der Sozialen Arbeit fremd war;
- ▲ die Anforderungen der Bürokratie, der Dokumentationsaufwand und andere berufsfremde Arbeiten einen zu großen Aufwand verlangen;
- ▲ zu viel Energie zur Verteidigung des Besitzstandes aufgewendet werden muss, die bei der notwendigen Entwicklungsarbeit fehlt;
- ▲ eine Entprofessionalisierung stattfindet;
- ▲ fachliche Defizite eintreten und die Qualität Sozialer Arbeit zu sinken droht;
- ▲ ein Forschungs- und in seiner Folge ein Theorie-defizit zu beobachten ist;
- ▲ alle diese Einflüsse und Entwicklungen zu einer schlechten Stimmung führen und das Selbstmitleid fördern, welches schon Berufsanfänger und -anfängerinnen ergreift.

Teil 2 des Beitrags folgt in Soziale Arbeit 4/2009.

Anmerkungen

1 Blätter der Wohlfahrtspflege 6/2007

2 Die Expertinnen und Experten wurden gefragt: „Welchen Trend begrüßen Sie in der Sozialen Arbeit, ...?“ Und, „Was darf sich in der Sozialen Arbeit keinesfalls ändern?“

Literatur

- Dietrich, H.:** Aktuelle Befunde zur Arbeitsmarkt- und Berufssituation in der sozialen Arbeit. In: Nachrichtendienst 1/1996
- Grohall, K.H.:** Studienreform in den Fachbereichen Sozialwesen. Freiburg im Breisgau 1997
- Hartwig, L.; Merchel, J.:** Parteilichkeit in der Sozialen Arbeit. Münster 2000
- Höfener, F.:** Soziale Arbeit – eine weiterbildungsintensive Profession. Aachen 2005
- Rauschenbach, Th.:** Das sozialpädagogische Jahrhundert. Analysen zur Entwicklung der Sozialen Arbeit in der Moderne. Weinheim/München 1999

Erreichbarkeit und Soziale Arbeit

Winfried Noack

Zusammenfassung

Nach einer kurzen Geschichte der Erreichbarkeit und ihren großen Vorzügen werden die Gefahren aufgezeigt: Einschränkung der Intimität, Banalisierung der Kommunikationen, totale Ausbeutung und Kontrolle in der Wirtschaft und Aufhebung der Lebenswelt. Die Formen der Erreichbarkeit sind informativ, ökonomisch, global durch Transport und Verkehr, ökologisch, politisch, kulturell und sprachlich. Die Grenzen der Erreichbarkeit werden bestimmt durch die Globalisierung. Die Bedeutung für die Soziale Arbeit liegt in den Face-to-face-Beziehungen und den Inseln der Unerreichbarkeit.

Abstract

Following a brief history of reachability and its great benefits, the jeopardies are shown: restriction of intimacy, banalisation of communication, far-reaching exploitation and control in the economic sphere and the destruction of lifeworlds. Reachability has different dimensions such as information, economy, global transport and traffic, as well as ecology, politics, culture and language. The limits of reachability are determined by glocalisation. Its significance for social work is based on face-to-face relationships and the islands of unreachability.

Schlüsselwörter

Kommunikation – Globalisierung – Information – Kontrolle – Neue Medien – Lebenswelt – Erreichbarkeit

Einleitung

Erreichbarkeit ist heute ein Schlüsselwort innerhalb der Diskussion um die Globalisierung. Sie bedeutet, dass jemand in der Lage ist, an einen von ihm gewünschten Ort zu gelangen oder mit jemandem kommunizieren zu können, auch wenn er weit entfernt wohnt, oder dass Menschen aus weiter Entfernung leicht miteinander in Verbindung treten. Erreichbarkeit bedeutet also, lokal, intersubjektiv, kommunikativ und reversibel kontaktbereit zu sein. Dies war in der Vergangenheit nur begrenzt möglich. Heute sind alle drei Formen der Erreichbarkeit globalisiert.

Zur Geschichte der Erreichbarkeit

Menschen erstrebten zu allen Zeiten, miteinander Kontakt aufzunehmen, das heißt erreichbar zu sein. In der Frühzeit der Menschheit war dies kaum möglich, da die Erde eine Bevölkerung von höchstens

100 Millionen Menschen aufwies. Sie lebten in Siedlungsinseln, isoliert, weitgehend ohne Verbindung zu Nachbarinseln in den Weiten der Kontinente. Einzig die Händler sorgten für den Austausch von Waren. Sie kauften Produkte in den Orten, in denen sie Halt machten, und boten Waren an, die sie von weither mitbrachten, wie Salz, Bernstein, Stoffe, Schmuck und anderes mehr. Vor allem übermittelten sie Nachrichten. Darum waren Händler geschützt, niemand durfte sie berauben oder töten.

Als der niedere Bodenbau begann und nach und nach kleine Ackerbauerstädte entstanden, wurden diese durch erste Straßen verbunden. Jedoch waren es eher markierte, nur selten benutzte Wege, weswegen die Städte noch wenig Kontakt miteinander pflegten. Aber der Handel erstarkte bereits und damit einhergehend der Informationsaustausch. Vor allem waren die Flüsse die bevorzugten Verkehrswege, wie zum Beispiel der Nil. Aber die Mehrzahl der Bevölkerung reiste nicht; sie erreichte weder die Außenwelt noch wurde sie durch Besuch von Freunden erreicht.

In den Städten der Antike blühten Handwerk und Handel auf. Die Griechen bauten im Altertum den Seeverkehr aus, denn die griechischen Stadtstaaten lagen meist am Meer und der Landverkehr war beschwerlich und gefährvoll. So entstand ein Netz von griechischen Polis rund um das Mittelmeer, die Erreichbarkeit gewährleisteten. Aber immer noch war es nur wenigen Menschen vergönnt zu reisen. Für die Nomadenvölker bestand die Erreichbarkeit darin, den Weg zur nächsten Oase zu finden, denn ihre Wanderwege waren durch die Oasen vorgezeichnet.

Erst im Römischen Reich wurde ein Netz von Straßen gebaut, das Jahrhunderte überdauerte, das das ganze Reich durchzog und alle Punkte des Reiches erreichbar machte (Kirsten 1968, S. 218-222). Die Legionen sollten schnell von einer Grenze zur anderen gelangen, an der sie gebraucht wurden. Beamte waren auf Dienstreisen unterwegs. Sie durften die Reichspost benutzen, während die Bürger den privaten Schiffsverkehr wählten oder die Briefe Bekannten und Freunden mitgaben. Auf sicheren Straßen sollte auch der Handel geleitet werden und die Nachrichtenübermittlung ermöglichen. Dekrete des Kaisers oder eines Statthalters, Handelsverträge, von den Schreibsklaven vervielfältigte Bücher der großen Philosophen und Dichter wurden befördert. Man schätzt die Länge aller Römerstraßen auf 100 000 Kilometer (www.roemische-imperium.de) Das Straßennetz machte die gegenseitige Erreichbarkeit möglich, daher konnte sich zum Beispiel auch das frühe Christentum relativ rasch ausbreiten.

Als das Römische Reich zwischen 200 n. Chr. und 700 n. Chr. langsam zu Ende ging, blieben die römische Kultur und Zivilverwaltung in West-Rom bestehen, wo die alten Römerstraßen die Menschen miteinander verbanden. Die germanischen Völker hingegen kannten nur wenige Handelswege. Selbst der germanische Adel siedelte noch in Einzelgehöften oder in Dörfern von drei bis 15 Gehöften, so dass die Römerstädte zerfielen und die alten Straßen mangels Pflege allmählich ebenfalls verfielen. Im Fränkischen Reich und in den deutschen und slawischen Herzogtümern isolierten sich die Dörfer wieder und hatten wenig Verbindung miteinander. Immerhin gab es ein dünnes Straßennetz, auf dem die Sendboten des Königs, wenige Mönche und einige Gebildete reisten. Auch die Ottonenzeit zeigte noch wenig Erreichbarkeit. Die Menschen lebten fernab und isoliert in ihren Dörfern, Städte gab es nur wenige, meist alte Römerstädte, die bereits zerfielen.

Das änderte sich erst ab 1100 n. Chr., als erneut Städte mit einer Stadtkultur entstanden. In ihnen produzierten die Handwerker, und die Kaufleute trieben mit diesen Waren Handel. Diese waren bestrebt, Straßen bauen zu lassen und sich vor Überfällen und Raub zu sichern. Die Hauptverkehrswege blieben aber weiterhin die Flüsse und die See, besonders der Handel mit Russland und dem Baltikum über die Nord- und Ostsee, der die englische Mittelschicht reich machte, wurde bedeutsam. Der Mittelmeerverkehr erlahmte, weil die italienischen Seestädte den Mittelmeerhandel teilweise an die türkische Weltmacht verloren. Erst im späten Mittelalter entstand ein dichteres Verkehrsnetz, das Europa durchzog, auf dem die Händler, die Studenten, die Beamten und Reiselustige der Oberschicht reisten.

Eine wichtige Entwicklung im 16. Jahrhundert sicherte die globale Erreichbarkeit: die Mathematisierung der Welt. Für die Seefahrt bedeutete dies, nicht mehr auf den Küstenverkehr beschränkt zu sein. Mit dem Sextanten konnte nun jeder Punkt auf der Erde genau bestimmt werden. So blieb die Kenntnis aller Entdeckungen erhalten. Praktisch konnte jeder denselben Punkt auf der Erde wieder erreichen. Jede Entdeckung konnte aufgezeichnet werden; es gab genaue Erdkarten. Diese Entwicklung und die Modernisierungsprozesse ermöglichten die europäische Weltherrschaft.

Als sich im 16. Jahrhundert der Buchdruck durchsetzte, entstanden nicht nur bezahlbare Bücher, sondern auch Einblattdrucke, wie Flugblätter, und seit dem 17. Jahrhundert Zeitungen. Durch sie wurde die weite Welt zumindest in der Vorstellungskraft er-

reichbar. Die lokale Erreichbarkeit blieb weiterhin begrenzt. Denn die Schifffahrt war sehr gefährlich, und die Bauern, die Mehrheit der Bevölkerung, waren an die Scholle gebunden. Die Entwicklung der Eisenbahn schließlich machte es allen Bürgern und Bürgerinnen möglich, zu reisen. Hinzu kommt, dass sich seit dem 17. Jahrhundert eine europäische Pentarchie herausbildete (England, Frankreich, Habsburg, Russland, Preußen), bei der sich immer Koalitionen gegen Hegemoniebestrebungen einer Großmacht bildeten. Dies bewirkte einerseits eine Konkurrenzsituation und andererseits bereits grenzüberschreitende Wirtschaftsbeziehungen (Brock 2008, S. 26), Vorstufen einer umfassenden Erreichbarkeit.

Erst das 20. Jahrhundert brachte eine umfassende Erreichbarkeit: Ein Eisenbahnnetz durchzog Europa und Nordamerika und wurde in den Kolonien aufgebaut. Das Telefonnetz verband die Bevölkerung aller Kontinente miteinander. Radio und Fernsehen ermöglichten, Nachrichten aus aller Welt zu hören. Der Schiffsverkehr wurde ungefährlicher und verband die ganze Welt. Vor allem die Entwicklung des Flugverkehrs stellte letztlich die Welteinheit her. Aber diese Erreichbarkeit war einseitig. Eine doppel-seitige Erreichbarkeit war erst möglich, nachdem fast jede Familie ein Telefon hatte und heute nahezu jede Person ein Handy und/oder ein Notebook besitzt.

Telefon und Handy unterscheiden sich jedoch in einem wichtigen Aspekt: Das Telefon ist ortsgebunden, das Handy dagegen nicht. Und darum vollendet erst diese Erfindung die Erreichbarkeit. Sie erlaubt, orts- und zeitungebunden miteinander zu kommunizieren (Burkart 1997). Die temporäre und lokale wird damit zur ubiquitären und globalen Erreichbarkeit.

Die „totale Erreichbarkeit“ durch das Handy und das Internet hat diverse Folgen (Zopfi 1991, Burkart 2007). Zunächst scheint es so, als setze sich mit der Erreichbarkeit die Individualgesellschaft endgültig durch. Alle sind von allen jederzeit erreichbar. Das bedeutet zunächst Individualisierung. Gleichzeitig aber entsteht durch die totale Erreichbarkeit ein Gleichgewicht zwischen Individualität und Selbst-Sein einerseits sowie Verbundenheit und Mit-Sein andererseits.

Was als Vollendung der Individualität erscheint, erweist sich gleichzeitig als Gefährdung der Intimität. Jedermann kann zuhören, was gesagt wird, wenn man öffentlich telefoniert. Viele Handybenutzende achten nicht darauf, sondern setzen ihre Intimität auf Spiel. Vor allem aber ist jeder jederzeit erreich-

bar, wodurch Entspannung, Vertrautheit oder Beisichsein gefährdet sind. Alle können, wann sie wollen, in meine Intimität einbrechen. Wenn ständig Nachrichten ausgetauscht werden können, entsteht die Gefahr der Banalität. Ich bin jetzt in der Hegelstraße. Wie geht es dem Hund? Hat er gut gefressen? Wie ist das Wetter? Wenn wir Belanglosigkeiten mitteilen, wird die Erreichbarkeit sinnlos, banal. Jedoch trägt auch die rasante Beschleunigung in der Gesellschaft zur Oberflächlichkeit bei.

Auch die Arbeitswelt unterliegt diesen Veränderungen. Der Kapitalismus hat Werte der 68er-Generation wie Flexibilität, Autonomie und jederzeit bereit zu sein übernommen. Jeder Mitarbeiter, jede Mitarbeiterin ist für den Chef, die Chefin zu jeder Zeit erreichbar. Der Betrieb ist nicht mehr auf die ständige Anwesenheit von Mitarbeitern angewiesen, denn sie sind auch nach Dienstschluss in der Freizeit erreichbar geworden. Damit wird ihre Zeit jedoch ausbeutbarer und kontrollierbar. Hinzu kommt die Entwicklung zum Home Office, wo Arbeitsplatz und Lebenswelt miteinander verschmelzen. Meinte *Habermas* (1987) noch, das System werde die Lebenswelt kolonialisieren, so ist dies nicht nur eingetroffen, sondern vielmehr verschmelzen nun Arbeitswelt (System) und Lebenswelt ununterscheidbar miteinander. Die Folge davon ist, dass sich die Welt des Verstehens, der persönlichen Kommunikation und des gemeinsamen Handelns immer mehr auflöst.

Formen der Erreichbarkeit

Die Globalisierung hat ihre Wurzeln in der Europäisierung der Welt. Dies bedeutet zunächst, dass es Europa war, das in der Neuzeit die Welt eroberte und – in Grenzen – europäisierte. Auch nach dem Zusammenbruch des Kolonialismus blieb der europäische Einfluss auf die früheren Kolonien groß. Europäisierung bedeutet indes auch, dass die ganze Welt vom europäischen Geist beeinflusst wurde. Auch das protestantische Nordamerika und das lateinische Mittel- und Südamerika sowie die Staaten der früheren Sowjetunion sind europäisiert. Vor allem aber bedeutet Europäisierung, dass nur noch solche Länder der Erde am Fortschritt teilhaben können, die europäisch denken: in zeitlicher Linearität, zweckrational, planend die Mittel zur Zielverwirklichung bereitstellen, Denken in Kausalketten und Finalitäten, individualisiertes, von Traditionen gelöstes Denken, Drang zur kontinuierlichen Modernisierung und so weiter. So war es die Europäisierung, die die Globalisierung herbeiführte. Globalisierung bedeutet, dass alle Vorgänge in der Welt miteinander verbunden sind (sie meint nicht Weltregierung). Die Erreichbarkeit hat durch die Globalisierung univer-

sale Züge angenommen. Globalisierung lässt sich differenzieren. *Beck* unterscheidet unter anderem folgende Dimensionen der Globalisierung (1997, S. 39-42):

Informatorische Erreichbarkeit durch Globalisierung bedeutet, dass die Kommunikationsmittel heute weltweit miteinander vernetzt sind. Das Fernsehen und der Hörfunk verbinden uns mit allen Katastrophen der Erde. Wir wohnen dem Zusammenbruch von Gesellschaftssystemen und Kulturen bei, der Bombardierung von Städten und dem Tod vieler Menschen bei Unglücken und Katastrophen. Diese Medien sind bisher indes noch einlinig. Ich kann sie abschalten. Die totale Erreichbarkeit wird erst durch das Handy und das Notebook (E-Mailing) erzielt. Man sieht nicht nur fast jeden Menschen mit dem Handy, sondern viele nutzen bereits das Notebook unterwegs, um E-Mails abzurufen oder zu versenden (es gibt in Deutschland etwa 30 Millionen Besitzerinnen und Besitzer von Rechnern). Einerseits werden die Menschen von überall miteinander verbunden, denn das Internet umspannt heute die gesamte Welt. Andererseits aber sind die Kommunikationsmedien auch problematisch. Wenn sich die Kommunikation im Nachrichtenaustausch über das Handy erschöpft, wird die persönliche zur technischen Kommunikation. Die lebendige Kommunikation von Angesicht zu Angesicht erlischt und an die Stelle tritt die unpersönliche, technische Mitteilung.

Mit der Ausbreitung der Kommunikationsmedien sterben die lebendigen Beziehungen zwischen den Menschen mehr und mehr ab und werden durch tote, weil technische, ersetzt. Das heißt, nicht mehr lebendige Kommunikationen, das Gespräch von Angesicht zu Angesicht, Begegnungen, gemeinsames Handeln verbinden die Menschen, sondern Draht, Glasfaser und elektromagnetische Wellen. Dieser Vorgang scheint unaufhaltbar zu sein. Nach *Miriam Meckel* (2008) sind es 70 Prozent der Menschen in den westlichen Ländern, die meinen, ohne E-Mail nicht leben zu können; der Mensch ist sozusagen ein Homo connectus geworden. Gleichzeitig aber beklagen sich 94 Prozent der Nutzerinnen und Nutzer, dass sie am Tag mehr als eine Stunde benötigen, um Mails zu beantworten oder zu löschen. Dieser Vorgang führt zu einer interessanten Beobachtung. 81 Prozent der Führungskräfte in Deutschland versuchen, sich der Erreichbarkeit zu entziehen, indem sie sich entschuldigen, dass der Akku gerade leer gewesen sei oder das Handy keinen Empfang gehabt habe. Die kleinen Lügen der Vorzimmerdamen von früher übernehmen heute die Chefs, um nicht ständig erreichbar zu sein.

Warum aber entziehen sich die meisten Menschen nicht der jederzeitlichen Erreichbarkeit? Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in den USA empfangen und versenden durchschnittlich 341, in Großbritannien 320, in Deutschland 301 und in Frankreich 256 Mails pro Tag. *Miriam Meckel* meint, die Menschen möchten erreichbar sein, weil sie Aufmerksamkeit und Beachtung wollen. Viele Menschen definieren geradezu ihre Identität durch den Grad der Aufmerksamkeit und Anerkennung, die sie erfahren. *Meckel* schlägt folgende Strategien vor, um der ungebührlichen Erreichbarkeit zu entgehen und private Unerreichbarkeit zu schaffen:

▲ Es ist wichtig, Eigenzeiten zu definieren, die nur einem selbst gehören und nicht den Kommunikationsanforderungen, die von außen kommen.

▲ Wir sollten nicht auf jede Kommunikationsforderung sofort reagieren, sondern sie zu von uns selbst festgesetzten Zeiten abrufen.

▲ Für berufliche und private Kommunikation können wir unterschiedliche Geräte benutzen, um für unsere Freunde erreichbar zu bleiben.

Informatorische Erreichbarkeit weist eine weitere Facette auf: Durch die Medien Film, Radio, Fernsehen, Telefon und Handy sowie das Internet ist heute eine globale Echtzeitkommunikation möglich, und zwar nicht nur durch Sprache, sondern auch durch Bilder (*Castels* 2003). Dies ermöglicht eine simultane Erreichbarkeit.

Ökonomische Erreichbarkeit durch Globalisierung bezeichnet die Verknüpfung der Industrien und Finanzmärkte auf der ganzen Welt. Vor allem die Banken und das Finanzwesen beschleunigen die Erreichbarkeit, weil sich Milliardenbeträge in Sekundenbruchteilen weltweit verschieben lassen. Fehlspekulationen oder Fehlinvestitionen in wenigen Ländern lassen die Kurse weltweit sinken. Globalisierung von Arbeitskooperation und Produktion bewirkt eine weltweite Arbeitsteilung. Die großen Firmen lassen dort produzieren, wo die Arbeitskraft billig ist. Sie darf allerdings nicht nur billig sein, sie muss auch hohe Qualifikation und Zuverlässigkeit aufweisen, weswegen nicht ausschließlich in Billigländern produziert wird. Die absolute Erreichbarkeit wird durch das sogenannte Workflow der Global Players erreicht (*Friedmann* 2006, S. 25-33). So wurden im Jahr 2005 in den USA 400 000 Steuererklärungen in Indien angefertigt. Denn in Bangalore kostet diese Arbeit 15 000 Dollar, in New York hingegen 80 000 Dollar. Um Workflow möglich zu machen, werden weltweite Standards für die Computerprogramme ausgearbeitet, wie [http](http://www.tcpip.org), [HTJM](http://www.htjm.org), [TCP/IP](http://www.tcpip.org) oder [SOAP](http://www.soap.org). Durch das Hochladen kann sich

heute jeder ins Netz stellen und weltweit gelesen oder können Songs gehört werden. Viele Zeitungen und Zeitschriften stellen sich ins Netz, aber auch Privatpersonen und sind somit global verfügbar. Wikipedia ist *das* Lexikon weltweit geworden.

Ein anderer Weg der globalen Erreichbarkeit sind die Wertschöpfungsketten. So werden in den globalen Verkaufsketten vielfältigste Waren vom billigsten Anbieter gekauft, wobei die Preise gedrückt werden. Das ist zwar günstig für die Verbrauchenden, aber verhängnisvoll für die Kleinproduzenten. Ähnlich erreicht UPS mit seinem Postservice heute die gesamte Welt. Und schließlich breiten sich alle großen Konzerne weltweit aus und schaffen dadurch eine totale Erreichbarkeit. Verhängnisvoll ist, dass die totale wirtschaftliche Erreichbarkeit erkaufte wurde durch die Abkoppelung der Wirtschaft vom Staat und dass sie an keine Ethik mehr gebunden ist. *Luhmann* (1988) hat ja gezeigt, dass das Wirtschaftssystem keinen ethischen Code mehr aufweist. Dadurch gibt es nicht nur keine sittlichen Begrenzungen mehr, sondern die Wirtschaft wird vielmehr durch Verbrecherkartelle, skrupellose Banker, morallose Unternehmer und korrupte Politiker nicht einfach beeinflusst, sondern sogar kontaminiert. So bezahlen wir die totale wirtschaftliche Erreichbarkeit mit dem hohen Preis der Kriminalisierung der Weltwirtschaft.

Erreichbarkeit durch globalen Transport und Verkehr Straßen mit ihrem Personen- und Güterverkehr sowie Eisenbahnlinien durchziehen die Kontinente und erlauben Menschen, nahezu jeden Punkt der Erde zu erreichen. Vor allem aber verbindet der Schiffs- und Flugverkehr die Erdteile miteinander. Während der Seeverkehr große Warenmengen transportiert, bringen die Flugzeuge Güter mit großer Geschwindigkeit von Ort zu Ort. Durch Eisenbahn, Auto und Flugzeug reisen heute die Verkehrsteilnehmerinnen und -teilnehmer weltweit, um sich zu erholen, um Abenteuer zu erleben oder um Geschäfte abzuschließen. So werden sie zu Kulturträgern, die Vorbild oder Abschreckung für die Gastgebenden sind.

Erreichbarkeit und ökologische Globalisierung bedeutet zunächst, dass die Ressourcen der Erde global verbraucht werden, woraus eine umfassende Umweltbelastung resultiert. Dies geschieht einerseits im Raubbau durch die Industriestaaten, andererseits durch die Ausplünderung der Natur durch die Bevölkerungsexplosion in den Entwicklungsländern. So bauen die Holzkonzerne Straßen in den Regenwald, holen (oft sogar den Wald schonend) bestimmte Holzarten aus dem Wald und verlassen die Gegend. Diese Straßen ermöglichen es den Bewoh-

nen, große Flächen entlang der Straßen urbar zu machen. Dabei zerstören sie durch Brandrodung die Natur. Solche ökologische Fehlentwicklungen wirken sich auf den ganzen Globus aus. Denn der tropische Regenwald ist der größte Sauerstofflieferant, absorbiert große Mengen CO₂ und speichert Wasser. Gerade die globale wirtschaftliche Erreichbarkeit führt zu Umweltschäden, die alle Menschen betreffen und sie dadurch erreichen.

Erreichbarkeit und Globalisierung in der Politik

Die Welt ist heute auch politisch verbunden. Aus den bereits erwähnten Faktoren ergibt sich die Notwendigkeit der politischen globalen Erreichbarkeit. Viele politische, wirtschaftliche, ökologische, informativische und verkehrstechnische Fragen können nur noch international geklärt werden. So werden internationale Verträge geschlossen, die nicht mehr nur zwischenstaatlich vereinbart sind – im Jahr 2004 waren es 26 000 (Varwick 2004, S.166) –, sondern es entstehen Staatengemeinschaften, die Kontinente umfassen, wie die Europäische Union (EU). Es scheint so, dass die internationale Politik vor allem vier Problemfelder bearbeiten muss: die Problemlagen der Weltwirtschaft, der Natur, der Sicherheitspolitik und des internationalen Rechts. Dem entspricht, dass das Global Governance fünf Ordnungen schaffen muss: eine Welthandelsordnung, eine internationale Wettbewerbsordnung, eine Weltwährungs- und Finanzordnung, eine Weltsozialordnung und eine Weltökologieordnung (Varwick 2004, S.120). Dass immer größere politische Einheiten entstehen, erleichtert auch die Erreichbarkeit. Zum Beispiel ist bei Reisen innerhalb der EU nur ein Personalausweis nötig, an den Grenzen wird nicht mehr kontrolliert, falls sie überhaupt noch existieren. So ist durch die politische und verkehrsmäßige Globalisierung eine nahezu universale Erreichbarkeit gewährt.

Kulturelle Globalisierung heißt zunächst, dass jeder Nutzer, jede Nutzerin grundsätzlich einen Computer einsetzen kann. Durch das weltweite Netz der Verbreitungsmedien und die wirtschaftliche Verflechtung breitet sich die westliche Kultur im Sinne einer interkulturellen Kommunikation aus und dominiert mit ihren Wertvorstellungen und Lebensstilen die Welt. Dies geschieht durch das Fernsehen, das Kino, die Musik und die Mode (Blue Jeans) – und vor allem durch das Internet. Nicht weniger verbindet der Sport die Völker mit seinen universal geltenden euro-amerikanischen Regeln und der Messbarkeit der Leistungen. Hierfür ist er auf die moderne globale Mobilität angewiesen. Globale Erreichbarkeit drückt sich darum auch im Weltsport (wie Weltmeisterschaften oder Olympische Spiele) aus (Cache: Thiel 2000).

Indes breitet sich nicht nur die westliche Kultur über die ganze Erde aus, sondern auch der asiatische Wertekanon erscheint heute manchen Unternehmern als vorbildlich. Vor allem in der Kulturszene vermengen sich die Kulturen der Welt. Aber mehr noch. *Byung-Chul Han* zeigte auf, dass sich Kulturen heute nicht einfach zur Interkulturalität vermischen, sondern dass durch Vernetzung ein globaler Hyperraum entsteht, in dem sich die kulturellen Ausdrucksformen, die Bilder, Klänge, Symbole, Rituale, die Sprache mit ihren Sprachlauten und so weiter zu einem Netzwerk von Hyperkultur verknüpfen. Sie bilden sozusagen eine Hyperkultur in einem Hyperraum der Kultur. Dies ist allerdings nicht mehr eine Kultur der Innerlichkeit, sondern eine offene, entinnerlichte Kultur (Han 2005). Ebenfalls zur Kultur gehört die Wissenschaft. Auch sie globalisiert sich, wodurch ihre Forschungen und Veröffentlichungen von jedem erreicht werden können, und zwar sowohl von Wissenschaftlern als auch von interessierten Laien (Stichweh 2000, S. 103-129).

Erreichbarkeit durch die Globalisierung der Sprache

Nahezu überall auf der Welt wird Englisch gesprochen. Es ist Wirtschaftssprache, Verhandlungssprache und Verständigungsmittel auf dem ganzen Globus. Deshalb wird es in vielen Ländern als Zweitsprache gebraucht, wie zum Beispiel in Indien, und es wird in den meisten Schulen der Welt als erste Fremdsprache angeboten. Sprachliche Verständigung fördert die Erreichbarkeit.

Gefahren der Erreichbarkeit

Totale Erreichbarkeit hat mehrere verhängnisvolle Funktionen. Erreichbarkeit hat, phänomenologisch gesehen, zwei Grundformen: Ich kann jemanden erreichen, oder ich werde durch jemanden erreicht. Ich bin durch eine Person nicht nur erreichbar, indem ich von ihr Nachrichten empfangen oder sende, sondern die neue Erreichbarkeit besteht darin, dass Vorgesetzte, der Betrieb, der Konzern, der Staat, die Polizei vermögen meine Festplatte und meine Handyspeicherung auszuspionieren. Ich werde für viele kontrollierbar, jede Instanz kann mich erreichen und ich kann mich nicht davor schützen. Beispielsweise kann ein Firmenchef in die Festplatte eines Arztes eindringen, um sich Daten für die Entscheidung zu holen, ob er einen Mitarbeiter, eine Mitarbeiterin einstellt oder nicht. Der Bundesinnenminister will die Berechtigung erhalten, nicht nur Briefe zu öffnen und Telefonate mitschneiden zu lassen, sondern auch die Videoüberwachung von Wohnungen und die Online-Durchsuchung privater Festplatten anordnen. So kann der Vorzug der Erreichbarkeit in eine totale Kontrolle und Unfreiheit

umschlagen. Dies macht es für Bürgerinnen und Bürger erforderlich, sich durch Unerreichbarkeit zu wehren. Schon *Alexander Mitscherlich* hat einmal darauf hingewiesen, dass der Mensch auf Informationsüberflutung mit Informationsverweigerung reagiert. Deshalb können wir hoffen, dass eines Tages die totale Erreichbarkeit umschlägt in eine kontrollierte, gewollte Unerreichbarkeit.

Grenzen der Erreichbarkeit

Es ist uns klar, dass die Globalisierung mit ihrer totalen Erreichbarkeit heute ihre Grenzen an der Regionalisierung hat (Glokalisierung). Je universaler und globaler die politischen und wirtschaftlichen Mächte werden, desto mehr suchen sich die Individuen überschaubare Lebenswelten, die in lokalen oder regionalen Bindungen zu finden sind. Diese Verörtlichung hat identitätsstiftende Funktionen. Der Globalisierung mit ihrer Verschmelzung der Kulturen zur Hyperkultur stellen die Menschen lokale und traditionelle Kulturen gegenüber. Die Erreichbarkeit wird ersetzt durch die Überschaubarkeit. Diese Regionalisierung können die mittelständischen Unternehmungen nutzen und ihre Verwurzelung im Lokalen aufrechterhalten, wenn sie kooperieren, kombinieren und organisieren können, wenn sie ihre Produkte der Kundschaft gut erklären, wenn sie flexibel und anpassungsfähig sind, wenn sie die Umwelt pflegen und dadurch die Bevölkerung für sich gewinnen, und wenn sie eine Persönlichkeit mit der Fähigkeit, die Welt „ins Haus“ zu holen, sind (*Friedmann* 2006, S. 340-366).

Die Bedeutung der Erreichbarkeit für die Soziale Arbeit

Für die Soziale Arbeit bedeutet die totale Erreichbarkeit, die ja technisch und darum „tot“ ist, dass wir die persönliche Beziehung und Begegnung nicht vernachlässigen. Eines Abends klingelte eine Studentin an unserer Wohnungstür und wollte mich dringend sprechen. Sie sei zuerst bei ihrem Therapeuten gewesen, aber er habe sie wegen der fortgeschrittenen Tageszeit weggeschickt. Sie eröffnete mir, dass sie ihrem Leben ein Ende bereiten wolle, weil ihr Vater sie zurückweise. Wir sprachen lange. Ich machte ihr klar, dass sie zwischen ihrem Freund und der Liebe zu ihm und der Psychiatrie wählen müsse, zu der ich sie jetzt fahren würde. Es war die Wahl zwischen einem liebevollen Leben und der Isolation in der Anstalt. Ich ließ sie eine Stunde nachdenken. Sie entscheidet sich für das Leben. Solche Situationen erfordern lebendige, intersubjektive Begegnungen. Ein anderer Gedanke ist, dass wir in der Sozialen Arbeit in der Gefahr stehen, erschöpft und ausgebrannt zu werden. Darum müssen wir uns

Inseln der Unerreichbarkeit schaffen, Zeiten, in denen wir das stationäre und mobile Telefon abschalten und bei uns selbst sind. Inseln des Selbstseins umfassen auch die Partnerschaft und die Familie. Ebenso dürfen Freunde mit einem persönlichen Besuch in meine Unerreichbarkeit eintreten.

Miriam Meckel (2008) hat Recht, wenn sie uns auffordert, über die technische Verknüpfung aller Menschen miteinander die lebendige, personale und intersubjektive Beziehung zu den Menschen, die uns nahestehen, nicht zu vergessen. Und dass wir Zeiten der Selbstbezüglichkeit und Selbstreflexion oder auch ganz einfach des ruhigen Bei-sich-selbst-Seins genießen. Ein Gedanke zum Schluss! Die umfassende Erreichbarkeit schrieb man immer nur Gott zu. Nach *Niklas Luhmann* (1996) ist das Religionssystem gekennzeichnet durch die Codes wahrnehmbar/nicht wahrnehmbar und Immanenz/Transzendenz. In der Transzendenz befindet sich, wie er meint, Gott als der „absolute Beobachter“, dem alle Wirklichkeit gleichzeitig gegenwärtig ist. So ist er nach der religiösen Vorstellung nicht nur für jeden Menschen zu jeder Zeit erreichbar, sondern auch er erreicht jeden. Tritt die totale Erreichbarkeit durch das moderne Gesellschaftssystem an die Stelle Gottes?

Literatur

- Beck, U.:** Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung. Frankfurt am Main 1997
Brock, D.: Globalisierung. Wirtschaft – Politik – Kultur – Gesellschaft. Wiesbaden 2008
Burkart, G.: Handymania. Frankfurt am Main 2007
Cachey, K.; Thiel, A.: Soziologie des Sports. Zur Ausdifferenzierung und Entwicklungsdynamik des Sports der modernen Gesellschaft. Weinheim 2000
Castells, M.: Das Informationszeitalter. Opladen 2003
Friedmann, Th. L.: Die Welt ist flach. Eine kurze Geschichte des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 2006
Habermas, J.: Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main 1987
Han, Byung-Chul Han: Hyperkulturalität. Kultur und Globalisierung. Berlin 2005
Kirsten, E.: Raum und Bevölkerung in der Weltgeschichte. Band 2. Von der Vorzeit bis zum Mittelalter. Würzburg 1968
Luhmann, N.: Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1988
Luhmann, N.: Die Sinnform Religion. In: Soziale Systeme 2/1996, S. 3-33
Meckel, M.: Ich maile, also bin ich. In: Zeit Wissen 1/2008
Stichweh, R.: Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen. Frankfurt am Main 2000
Varwick, J.: Globalisierung. In: Woyke, W. (Hrsg.): Handwörterbuch Internationale Politik. Bonn 2004
Zopfi, E.: Die totale Erreichbarkeit. Vortrag auf dem Technologie-Forum 1991

Die Perspektive der Stärken in der Supervision

Ihre Anwendung in der Arbeit mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern

Istifan Maroon; Miriam Ben-Oz

Zusammenfassung

Dieser Artikel beschäftigt sich mit der Anwendung der Perspektive der Stärken in der Supervision. Er bietet das Modell eines neuartigen Dialogs zwischen Supervisierenden und Supervisanden und erläutert dieses anhand zweier Fallstudien. Die partnerschaftliche Atmosphäre, die durch die Anwendung dieses Modells entsteht, belegt, wie Supervisanden der Weg aus Sackgassen in der Beziehung zu Klientinnen und Klienten aufgezeigt werden kann.

Abstract

This article deals with the application of the perspective of strengths in supervision. The author presents a model of a new type of dialogue between supervisors and supervised with an explanation based on two case studies. The atmosphere of partnership created by using this model proves how supervisors can be shown a way out of blind alleys in their relationships with clients.

Schlüsselwörter

Supervision – Sozialarbeiter – Beziehung – Klient-Beziehung – Fallbeschreibung – Empowerment

Forschungsstand: Was ist die Perspektive der Stärken?

Die Perspektive der Stärken entwickelte sich Anfang der 1990er-Jahre als eine berufliche Überzeugung in der Sozialarbeit. Sie ist nicht revolutionär, ihre Wurzeln gehen weit zurück, besonders in der funktionellen Ausrichtung (Smalley 1967). Sie basiert auf den klassischen Prinzipien der Sozialarbeit, ähnliche Ideen finden sich in der Realitätstherapie (Glasser 1965), im sozialen Konstruktivismus (Lit; Shek 2007), im klientenzentrierten Ansatz (Rapp; Poertner 1992) und in der lösungsorientierten Therapie von Weick u.a. (1989). Der Kernpunkt der Perspektive der Stärken und ihrer Vorläufer ist die Überzeugung, dass die Stärken und Fähigkeiten der Klientel im Mittelpunkt der Intervention stehen sollten, nicht ihre Schwächen und Krankheiten.

Zwar berücksichtigten Behandlungs- und Rehabilitationspläne in der Vergangenheit auch die Ressourcen der Klientinnen und Klienten, doch richteten die Fachkräfte der Sozialarbeit ihr Augenmerk vorwie-

gend auf Schwächen und Benachteiligungen. Folglich konnten sie die Behandlung nicht auf die vorhandenen Stärken, Leistungen und Ambitionen ausrichten. Dieser falsche Fokus führte zu einem Fachvokabular voller Stigmata (Goldstein 1997). Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen verwenden Begriffe wie Schizophrene, Alkoholiker, geistig Zurückgebliebene, Behinderte und andere mehr, so dass die Pathologie des Individuums zu dessen dominantem Identitätsmerkmal wird.

Im Gegensatz dazu ist die grundsätzliche Annahme der Perspektive der Stärken, dass jeder Mensch Qualitäten hat, die er nutzen kann. Er hat diese bereits in der Vergangenheit genutzt und tut es auch gegenwärtig, wird aber durch momentane Probleme daran gehindert, sie voll zu entfalten. Nicht jeder Versuch der Aktivierung ist erfolgreich, möglicherweise ist die Lage der Betroffenen so schwierig, dass sie nicht wissen, wie sie mit den Stärken künftigen Herausforderungen und Druckzuständen begegnen sollen. Dennoch ist es wichtig, dass sich die Interventionsprozesse an den Qualitäten der Klientel orientieren (DeJong; Miller 1995, MacFarlane 2006, Saleebey 2006, Vogrincic 2005). Die Perspektive der Stärken ignoriert die Probleme des betroffenen Individuums oder der Gruppe nicht. Der Ansatz berücksichtigt die zahlreichen komplexen und weitreichenden Schwierigkeiten, aber erkennt die durch die Psychoanalyse vorgenommene Abstempelung als Opfer nicht an. Er lehnt das Konzept ab, nach dem jeder Mensch, der ein Trauma erlebt hat, beschädigt und weniger leistungsfähig ist (McMillen u.a. 2004).

Je mehr Mühe darauf verwendet wird, gesunde Elemente in der Persönlichkeit der Klienten und Klientinnen zu fördern, desto effektiver wird die Intervention sein. Wenn sich die Kommunikation auf die Fähigkeiten statt auf die Probleme konzentriert, kann sich ein Dialog der Stärke entwickeln. Dies geschieht, indem eine Stigmatisierung durch die Sprache vermieden und ein Vokabular verwendet wird, das die Stärken und Ressourcen betont und die Betroffenen somit bei jeder Gelegenheit an ihre Fähigkeiten erinnert (Weick u.a. 2006).

Das Modell der Stärken wird unter anderem bei der Behandlung von emotional stark gestörten Kindern und deren Familien eingesetzt (Farmer u.a. 2005), bei älteren Menschen (Chapin u.a. 2006, Kivnick 2005), bei Alkohol- und Drogenabhängigen (Richard; Rapp 2006), bei Menschen mit Entwicklungsbeeinträchtigung (Russo 1999), bei Erwachsenen, die unter schweren, anhaltenden Gemütskrankheiten leiden (Rapp; Goscha 2006) sowie bei Homosexuellen

(Blackwell u.a. 2007). Die Vielfalt dieser Klientinnen und Klienten macht das Potenzial des Ansatzes für das Berufsbild der Sozialarbeit deutlich.

**Die Beziehung Supervisor – Supervisand:
Zentrales Element im Selbstverständnis
der Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen**

Die Praxis der Supervision (Kadushin; Harkness 2002, Maroon 2008) hat eine bedeutende Geschichte innerhalb der Sozialarbeit. Harkness und Poertner (1989) betonen, dass die Praxis der Sozialarbeit auf der Grundlage von Supervision entstanden ist. Für Munson (2002) ist Supervision, zusätzlich zu ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Berufsbildes der Sozialarbeit, auch essenziell für das Verhältnis von Sozialarbeit und Gesellschaft hinsichtlich ihrer Verantwortlichkeit. Die Supervision spielt ebenfalls eine wichtige Rolle bei der Bestimmung der Qualität der Dienstleistung sowie bei der Sicherstellung der beruflichen Entwicklung und der Zufriedenheit der Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, die im direkten Einsatz tätig sind (Friedman 2008, Kadushin; Harkness 2002, Munson 2002, NASW 1996, Tsui 2005, Young 2004). Die Supervision hat eine administrative, eine erzieherische und eine unterstützende Funktion (Talmor u.a. 2005).

Viele Veröffentlichungen konzentrieren sich auf den Einfluss des zwischenmenschlichen Elements in der Beziehung während der Supervision (Baum 2007,

Fox 1989, Ganzer 2007, Inman 2006, Lit; Shek 2007, Watkins 1997). Die Autoren betrachten dies aufgrund der kognitiven und affektiven Komponenten als einen Eckpfeiler in der beruflichen Entwicklung der Supervisanden. Sie erwerben nicht nur berufliche Fertigkeiten und Kenntnisse, sondern durchlaufen auch emotionale Prozesse (Kadushin 1992, Wallerstein 1981). Dies geschieht nur, wenn Supervisanden den Supervisoren vertrauen und sich während der Sitzungen offen und authentisch äußern. Authentizität ist nur möglich, wenn die Supervisoren empathisch und entgegenkommend sind (Schwartz 2007).

Die traditionelle Wahrnehmung von Supervisoren als Personen mit „Super-Vision“ mit großen Fähigkeiten und Einblicken kann Zurückhaltung und Ängste beim Gegenüber auslösen (Cousins 2004, Shulman 1996). Die Literatur verweist auf das autoritäre Element in der Beziehung sowie auf das Bedürfnis nach Empathie. Autorität verleiht den Supervisoren naturgemäß Stärke. Kadushin (1992) listet fünf unterschiedliche Punkte auf, die dem Machtgefüge in der Supervision zugrunde liegen: Macht des Zwangs, Beziehung, Rolle, Expertise und Fähigkeit zur Belohnung. Der erste Punkt kann gegen die Empathie wirken und in den Supervisanden Ängste und Rückzug auslösen oder sogar einen Machtkampf verursachen, der die Supervisanden daran hindert, von den Supervisoren zu lernen. Diese Prozesse

Vergleich des pathologischen Ansatzes und der Perspektive der Stärken (Cohen 1999):

	Pathologischer Ansatz	Perspektive der Stärken
Wahrnehmung der Klienten und Klientinnen	Diese werden als Fall oder Patient betrachtet, Diagnose und Prognose werden im Zusammenhang mit Schwächen und Pathologien definiert.	Klienten werden als Partner im Prozess angesehen; das Potenzial für Veränderungen ist abhängig von den Stärken und Ressourcen.
Veränderungspotenzial	Dieses hängt von der Fähigkeit der Klientel ab, mit den Ursachen der Probleme umzugehen.	Dieses hängt von der Fähigkeit der Klientel ab, Stärken abzurufen, die ihnen früher geholfen hatten, sowie von Stärken, die noch nicht voll genutzt wurden.
Behandlung	Sie basiert auf der Tiefenanalyse der Probleme und deren Ursachen	Sie basiert hauptsächlich auf der Analyse früherer Copingstrategien und des aktuellen Potenzials.
Interventionsansatz	Der „Standpunkt“ der Klientel sind deren Probleme.	Der „Standpunkt“ der Klientel sind ihre Stärken.
Quellen für Intervention und Therapie	Sie sind das Wissen und die Fertigkeiten der Sozialarbeiter; die Entwicklung von Einblicken ist der effektive Weg, um Veränderungen zu fördern.	Sie sind die Copingstrategien des Individuums, der Familie oder der Gemeinschaft; es wird zu Veränderungen ermutigt, indem Stärken identifiziert und genutzt werden.

können die Offenheit und das Vertrauen, die so wichtig für die berufliche Entwicklung sind, behindern oder gar zerstören.

Supervision in der Perspektive der Stärken: Prinzipien und Prozesse

Die Perspektive der Stärken fordert Supervisoren heraus, sich auf die Stärken ihrer Klientel zu konzentrieren und sie über diese zu definieren statt über Schwierigkeiten und Schwächen (Cohen 1999). Durch die neuartige Beziehung zwischen Sozialarbeiter, Sozialarbeiterin und Klient, Klientin ist auch eine Veränderung im Verhältnis während der Supervision möglich. Die Supervisanden tauen auf, verlieren Ängste und Vertrauen wächst.

Unser Modell beruht auf drei grundlegenden Annahmen über die Perspektive der Stärken und schafft Raum für einen neuartigen Dialog zwischen Supervisoren und Supervisanden:

▲ Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen stellen sich auf den Standpunkt des Nicht-Wissens, sie verzichten auf die Expertenhaltung. Die Klienten sind Experten bezüglich der eigenen Situation, und die Fachkraft nimmt die Rolle des Lernenden ein. Diese Haltung hilft, auf Antworten zu verzichten, die eine vorgefertigte Diagnose enthalten (McQuade; Ehrenreich 1997). Für die Supervision bedeutet dies, dass auch die Supervisoren nicht die Lösung für die Probleme ihrer Klienten haben, es soll vielmehr gemeinsam nach ihr gesucht werden. Die Position des Nicht-Wissens erfordert Mut von den Supervisoren, denn sie geben eine signifikante Machtquelle auf. Dafür eröffnet sich die Möglichkeit zur Erforschung des Problems, statt Interpretationen aus früheren Erfahrungen oder aus der Theorie heranzuziehen. Man spricht miteinander und redet nicht nur aufeinander ein, teilt sich die Expertise durch Zusammenarbeit und Gegenseitigkeit (Anderson; Goolishian 1990). So kann eine echte Verbindung aufgebaut und das Gefühl von Erfolg und Kompetenz vermittelt werden (Glisson; James 2002, Schwartz 2007).

▲ Interaktion als Dialog von Gleichgestellten ermöglicht ein reflektives Lernen, das Mehrdeutigkeit reduziert, falls während der Supervision entsprechende Implikationen entstehen. Dies hält auch die Supervisoren davon ab, die Supervisanden durch den Filter der Pathologie zu betrachten. Dadurch werden deren Zweifel über die Relevanz der vorgebrachten Themen verringert. Während des Dialogs beginnt sich die Wahrnehmung der Supervisanden zu verändern, sowohl bezüglich der Erkenntnisse aus dem Prozess als auch bezüglich der Klienten und der eigenen Person. Diese Veränderung ermöglicht es beiden Dialogpartnern, neue Implikationen

zu untersuchen und unterschiedliche Perspektiven zu bewerten, die den Supervisanden helfen kann, den therapeutischen Prozess zu fördern und nicht in eine Sackgasse bei der Behandlung von Klienten zu geraten (Bernard; Goodyear 2004). Cary und Marques (2007) betonen ebenfalls den Schwerpunktwechsel von der Supervisor-Expertise zu wachsender Kooperation durch das Nutzen der Stärken und Fähigkeiten der Supervisanden. Andere weisen darauf hin, dass dadurch das Gefühl der Abhängigkeit bei den Supervisanden vermieden wird (Nye 2007, Watkins 1995).

▲ „Handlung und Reflektion“ ist ein Prozess, der von Schoen (1982) beschrieben wurde und der sich auf das Schaffen von Wissen aus individueller Erfahrung bezieht. Solches Wissen ist den Individuen, die die Erfahrung gemacht haben, eigen – in unserem Falle also sowohl den Supervisoren als auch den Supervisanden. Dies befreit die Supervision vom Zwang, Fertigkeiten vermitteln zu müssen, und erlaubt den Supervisanden, diejenigen Fertigkeiten zu entwickeln, die sie explizit brauchen.

Die Supervisionssitzung stellt hier also einen Weg dar, den beide gemeinsam gehen. Die Supervisoren treten, dem ersten Punkt folgend, aus ihrer Expertenrolle heraus. Dies führt zum zweiten Punkt, dem Dialog zwischen Gleichgestellten, der pathologische Kategorisierungen vermeidet und wiederum den dritten Punkt ermöglicht: die Suche nach dem Gleichgewicht zwischen Wissen aus früheren Erfahrungen und spezifischen, individuellen Erkenntnissen. So entsteht die Möglichkeit zu einem neuartigen Dialog, und die Supervisanden bauen genügend Selbstvertrauen auf, um mit den Supervisoren gleichberechtigt zu kooperieren. Im Laufe des dynamischen Prozesses, der sich stets weiterentwickelt, entsteht neues Wissen, neue Bedeutungen gehen aus ihm hervor – dies macht die Perspektive der Stärken in der Sozialarbeit im Wesentlichen aus.

Fallstudien: Ein klientenzentrierter Dialog

Eine Sozialarbeiterin behandelt seit etwa fünf Monaten eine 18-jährige Frau, die als schizophrene diagnostiziert wurde und sich seit fast einem Jahr in einer Nervenheilanstalt befindet. Die Klientin bestimmt den Inhalt der wöchentlichen Sitzungen. Dabei geht es meist um zwei Themen: die sozialen Beziehungen mit Gleichaltrigen vor ihrer Einlieferung, die von Ablehnung und Entfremdung gekennzeichnet waren, sowie um die Schwierigkeiten mit ihrer Mutter und ihrer Schwester. Der Sozialarbeiterin ist es gelungen, einen positiven und optimistischen Kontakt zu der jungen Frau aufzubauen, die auch regelmäßig zu den Sitzungen erscheint.

Vor einiger Zeit sprach die Klientin mit ihrem Arzt über den Termin ihrer Entlassung aus der Anstalt. Sie fand, er habe ihr eine unklare und unverbindliche Antwort gegeben, aus der sie schloss, dass sie in zwei Wochen entlassen werden solle. In der Folgezeit beschäftigte sie sich ständig mit diesem Datum. In jeder Therapiesitzung sprach sie über ihre Entlassung: „Der Arzt hat es mir versprochen!“ Die Sozialarbeiterin konnte auf dieses Thema nicht empathisch eingehen, sondern reagierte verärgert. In der Sitzung, die vor ihrer Supervision stattfand, fragte sie die Klientin: „Glauben Sie, dass Sie bereit dafür sind? Verhalten Sie sich hier bereits wie eine gesunde Person? Was glauben Sie, wird geschehen, wenn Sie entlassen werden? Fühlen Sie sich stark genug, nach Hause zu gehen?“ Die junge Frau antwortete: „Das ist mir egal, ich will raus hier!“, und verließ wütend die Sitzung.

Die Sozialarbeiterin empfand Zorn, Frustration, Hilflosigkeit und sah die Therapie in einer Sackgasse. Sie war der Meinung, dass sich die Therapie ergebnislos im Kreise drehe und dass sie ihre Klientin enttäuscht habe, weil sie deren Entlassung nicht beschleunigte. Im Laufe der Zeit legte die junge Frau immer weniger Energie an den Tag, aber dafür mehr Ungeduld und Wut gegenüber der Sozialarbeiterin und dem System. Die Sozialarbeiterin versuchte, Verständnis für das Problem der Klientin aufzubringen, und sagte zu ihr: „Ich verstehe, wie schwer es für Sie hier ist“, worauf die junge Frau antwortete: „Wenn Sie mich nicht entlassen, laufe ich weg.“ Die Sozialarbeiterin dachte: „So sind die Gemütskranken, sie wiederholen immer wieder einen Satz. Ich muss dieses Mantra ignorieren, weiter mit ihr reden und versuchen, empathisch zu sein.“

In einer Supervisionssitzung suchte die Sozialarbeiterin nach einer Lösung, die sie aus ihrem Dilemma befreien sollte. Geleitet vom Modell der Perspektive der Stärken fragte der Supervisor, unter welchen Umständen sie das Gefühl gehabt habe, dass die Gespräche mit der Klientin erfolgreich waren. Die Sozialarbeiterin erinnerte sich an die Freude, mit der die junge Frau ihr von Spaziergängen im Krankenhausgarten und Besuchen im Gewächshaus erzählt hatte. Da war sie ruhig und schien sich wohlfühlen. Doch gab die Sozialarbeiterin zu, dass sie diese Gespräche oft abgeblockt hatte, da sie sie für unprofessionell und ohne therapeutischen Wert hielt. An diesem Punkt wurde dem Supervisor klar, dass er seiner Supervisandin helfen musste, diese Gespräche positiv zu betrachten. Eine solche Sichtweise würde eine positive Erfahrung bewirken (Cohen 1999), die wiederum zu konstruktivem Denken

und neuen therapeutischen Möglichkeiten führen könne. Also stellte er der Sozialarbeiterin die Frage: „Wie können Gespräche über Spaziergänge im Garten und Gewächshausbesuche in einen professionellen Dialog eingebunden werden?“ „Vielleicht sollte ich die junge Frau fragen, welche Dinge es sind, die sie hier im Krankenhaus gerne tut oder tun würde“, antwortete die Sozialarbeiterin überrascht und verlegen, weil sie vorher nicht darauf gekommen war. Sich um die gesunden Aspekte der Persönlichkeit der Klientin zu kümmern, war ihr neu. Jetzt verstand sie, dass das Abstempeln der Klientin als „Schizophrene“ und die professionelle Sprache, die sie während der Therapiesitzungen benutzte, zu den Schwierigkeiten bei der Behandlung beitragen.

Der Zweck der Supervision war es, der Supervisandin zu helfen, die Klientin als menschliches Wesen mit Vorlieben und Wünschen zu betrachten und nicht nur als eine Patientin, die an einer Krankheit leidet. Der Leitfaden der erfolgreichen Gespräche ging von einer Position des Nicht-Wissens aus und führte so zu einer neuen Wirklichkeit (Goldstein 1997). Die Sozialarbeiterin begann, die Klientin in einem anderen Licht zu sehen: sie beachtete nicht nur die dunkle, pathologische Seite, sondern auch die helle, positive. Der pathologische Ansatz bietet einen vorgefertigten Plan für jeden Patienten und jede Patientin je nach der Klassifizierung einer Krankheit laut DSM (Diagnostisches und Statistisches Handbuch Psychischer Störungen). Aufgrund dieses Filters wurden die Schwächen und Probleme der jungen Frau betont, die sich deshalb unsicher fühlte und voller Misstrauen war (Dickerson; Zimmermann 1995). Deshalb war ihr einziger Wunsch, aus dem Krankenhaus entlassen zu werden, damit sie sich frei fühlen konnte.

Der pathologische Ansatz setzt etabliertes Wissen ein, die Patienten werden diesem „angeglichen“. Hingegen hat eine einzige Frage aus der Perspektive des Nicht-Wissens den Weg zu einem Dialog zwischen Gleichberechtigten herbeigeführt. Die Sozialarbeiterin sprach mit dem Supervisor über die Vorlieben der Klientin und wurde sich des eigenen Fehlers bewusst: Sie unterbrach die Klientin, weil sie den Gesprächsverlauf für unprofessionell hielt. Der Supervisor hätte fragen können: „Was ist daran unprofessionell?“ Doch diese Frage wäre aus einer Position des Wissens gestellt worden. So musste der Supervisor die Sozialarbeiterin durch eigene Fragen zum Kern des Problems leiten. Auf diese Weise wird ein Dialog von Gleichgestellten geschaffen und ein Reflektionsprozess in Gang gesetzt, der zu neuen Erkenntnissen führt.

Mit den neuen Einsichten begann die Sozialarbeiterin, mit der Klientin aus der Perspektive der Stärken heraus zu sprechen. Die junge Frau offenbarte dann, dass sie gerne an Musik- und Bewegungstherapie-sitzungen teilnehmen würde, darüber hinaus auch im Garten und im Gewächshaus arbeiten wollte. Die Berichte der Sozialarbeiterin zeigten fortan, dass die therapeutischen Sitzungen auf Zusammenarbeit gründeten und neue Möglichkeiten erkundeten (Weick u.a. 1989). Die Sozialarbeiterin fand, dass ihr die neue therapeutische Perspektive half, ihren Optimismus zu bewahren, und dass die Gespräche mit ihrer Klientin eine Vielfalt an Inhalten ergab, an denen sie arbeiten konnten. Sie verstand, dass die Klientin ihre Partnerin in einem therapeutischen Prozess war, der durch ihre eigenen inneren Ressourcen sowie die Fähigkeiten der Klientin vorangetrieben wurde. Die Klientin wird in Kürze aus der Heilanstalt entlassen. Sie betrachtet ihre Möglichkeiten realistisch und plant, Gartenbau zu studieren.

Ein supervisandzentrierter Dialog

Eine Studentin der Sozialarbeit sprach während einer Supervisionssitzung über ein Problem, das sie seit mehreren Wochen beschäftigte. Dieses Problem machte es ihr unmöglich, den Kontakt mit ihrer Klientin aufrechtzuhalten, einer 38-jährigen alleinerziehenden Mutter eines 13-jährigen Sohnes und einer 10-jährigen Tochter. Die Klientin fühlte sich einsam und isoliert in ihrem Bemühen, für ihre Kinder zu sorgen. Darüber hinaus war sie wütend auf ihren Mann, der sie vor fünf Jahren verlassen hatte und sie finanziell kaum unterstützte. Die Sozialarbeiterin kannte die Frau seit drei Monaten und meinte, eine gute Beziehung zu ihr aufgebaut zu haben. Die Klientin erzählte von ihren Schwierigkeiten bei der Erziehung ihrer Tochter. Als sie nach ihrem Sohn gefragt wurde, antwortete sie, er sei ein sehr guter Junge, unterstütze sie und sei „ihr guter Engel“. Dann erzählte sie, dass ihr Sohn in ihrem Bett schlafe. Die Sozialarbeiterin erkannte dies als problematisch. Auch die Schulpsychologin wusste darüber Bescheid und riet der Sozialarbeiterin, schnell etwas in dieser Sache zu unternehmen. Der Junge wurde als zurückgezogen, ruhig und sozial isoliert beschrieben.

In der Supervision berichtete die Sozialarbeiterin, dass es keine Fortschritte bei den Gesprächen mit der Mutter gäbe und dass sie nicht wisse, wie sie das Problem ansprechen sollte. Sie zögerte, da sie befürchtete, die Mutter würde ihre Intervention als einen willkürlichen Eingriff in ihre Privatsphäre betrachten und den Kontakt zu ihr abbrechen. Darüber hinaus fühlte sie sich äußerst unwohl bei den

Sitzungen mit der Klientin. So zog sie es vor, das problematische Thema nicht anzusprechen, sondern sich auf andere Themen zu konzentrieren. Sie war ratlos und suchte Hilfe, um die Therapie voranzutreiben. An diesem Punkt zeigte ihr der Supervisor einen Weg, um über die Schwierigkeiten zu sprechen. Die Perspektive der Stärken öffnet Kommunikationswege, die von den traditionellen abweichen. So suchten Supervisor und Supervisorin gemeinsam und gleichberechtigt nach einer Lösung, indem sie miteinander sprachen, das heißt, der Supervisor sprach tatsächlich mit der Sozialarbeiterin, statt bloß auf sie einzureden (Goolishian 1990). Er war sich der Bedeutung des Prinzips des „Nicht-Wissens“ bewusst und nahm nicht die Haltung eines Experten ein, der ein Monopol auf Einsicht hat, was die junge Sozialarbeiterin verängstigt hätte. Sie selbst war die Expertin ihrer Situation (DeJong; Miller 1995).

Der Supervisor stellte die Frage, ob die Sozialarbeiterin etwas Positives darin sehen könne, wenn eine Mutter im selben Bett mit ihrem Sohn schläft. Die Sozialarbeiterin antwortete, dass sie es nicht so schlimm fände wie die Schulpsychologin. „Sie übertreibt. Ich habe selbst im Bett meiner Eltern geschlafen, bis ich zwölf war, und mein Bruder auch.“ Die innere Stimme des Supervisors sagte: „Finde heraus, ob sie dies für normal hält.“ Aber eine solche Bemerkung wäre problemorientiert und würde einen pathologischen Ansatz implizieren.

Der Supervisor wollte jedoch einen Dialog unter Gleichgestellten führen. Die persönliche Geschichte der Sozialarbeiterin musste als Grundlage dafür dienen, die Bedeutung zu erkennen, die sie der Erfahrung zuschrieb, mit ihrer Familie in einem Bett geschlafen zu haben (Cohen 1999). So bemerkte der Supervisor: „So wie Sie Ihre Familie beschreiben, hatten Sie eine besondere Beziehung.“ Die Sozialarbeiterin antwortete, dass ihre Familie tatsächlich ungewöhnlich und die Beziehung zwischen Eltern und Kindern sehr offen war. In einem Bett zu schlafen sei Teil der Familienatmosphäre gewesen. Sie fügte hinzu, dass es eine Erleichterung sei, darüber zu sprechen, „ohne dass der Himmel auf die Erde stürzt“. Zuvor habe sie immer befürchtet, dass die Verhältnisse in ihrer Familie Fremden als krankhaft erscheinen könnten, besonders seit der Reaktion der Schulpsychologin. Doch jetzt könne sie sehen, dass die Situation in ihrer Familie anders gewesen sei als die ihrer Klientin. Sie verstand nun, dass ein Gespräch darüber nicht unbedingt eine Bedrohung oder ein Urteil für die Klientin darstellen musste. Sie fühlte sich nun dazu befähigt, ohne Angst zu haben, die Privatsphäre der Klientin zu verletzen.

Der Kommentar des Supervisors, der sich auf die Besonderheit der Familie der Sozialarbeiterin bezog, machte einen gleichberechtigten Dialog und eine Reflektion möglich. Die Rolle des Supervisors bestand darin, der Sozialarbeiterin beizustehen und ihr zu ermöglichen, ihre Stärke zu zeigen. Indem er nach dem positiven Aspekt fragte, schuf er einen Kommunikationskanal, der anders war als die Sozialarbeiterin erwartet hatte. Sie dachte, er würde sich auf ihre Probleme, ihre Schwächen konzentrieren. Dies war der Ansatz, den sie kannte und der sie ängstigte. Doch der Supervisor nahm einen positiven Weg. Dies erzeugte eine offene Atmosphäre und ermöglichte es der Sozialarbeiterin, den Unterschied zwischen ihrer eigenen Geschichte und der Situation der Klientin zu erkennen. So wurde neues Wissen generiert und die Sozialarbeiterin konnte einen Prozess in Gang setzen, um selbst den Weg aus der Sackgasse zu finden.

Diskussion

Als erfahrene Supervisoren von Sozialarbeitern, Sozialarbeiterinnen und Studierenden richteten wir uns nach den traditionellen Prinzipien der Erwachsenenbildung. Nach diesen üben Supervisoren Autorität aus und sind als Experten für die Übermittlung praktischen Wissens verantwortlich, das sowohl zwischenmenschliche Prozesse als auch Interventionstechniken betrifft. Vor fünfzehn Jahren wurden wir erstmals mit der Herausforderung konfrontiert, die die Perspektive der Stärken darstellt. Wir mussten unsere etablierten Annahmen überdenken und den neuen Ansatz in die Supervision integrieren. Dabei mussten Fragen nach deren Angemessenheit berücksichtigt werden. Können zum Beispiel Supervisoren und Supervisanden gleichberechtigt sein und gemeinsame Verantwortung tragen? Schließlich stellt der Autoritätsunterschied einen sicheren Rahmen dar, der den Supervisanden erlaubt, die Position der Lernenden einzunehmen. Wenn man diesen Rahmen beseitigt, könnte dies zur Verunsicherung der Supervisanden beitragen. Dazu kommen die Grenzen, die die Institutionen (oder im Fall von Studierenden die Universität) vorschreiben. Und wie sollen die Supervisanden ohne den Aspekt der Autorität bewertet werden? Trotz dieser und anderer Fragen fingen wir an, den neuen Ansatz anzuwenden. Einige Fragen bleiben noch immer offen, doch die Ergebnisse sprechen für sich.

Der vorliegende Artikel schildert zwei Fälle, die zeigen, wie Supervisanden mithilfe der Perspektive der Stärken aus scheinbar unlösbaren beruflichen Situationen befreit werden können. Der erste Fall ist gemäß dem traditionellen Ansatz eine Klienten-

trierte Supervision“, beide Seiten befinden sich im gleichberechtigten Dialog, wobei der Supervisor den Weg zu neuem Wissen öffnet. Mithilfe dieses neuen Wissens können die Supervisanden einen fruchtbaren Dialog mit ihrer Klientel führen und dieser ermöglichen, die eigene innere Stärke zu finden. Der zweite Fall, die „supervisandenzentrierte Supervision“, zeigt einen gleichberechtigten Dialog zwischen Supervisor und Supervisandin, der Raum für neues Wissen schafft. Dieses kann sich ohne pathologische Konnotationen entfalten, die sich an die eigene Geschichte knüpfen würden. Das neue Wissen befreit die Supervisanden von einer überwältigenden Angst und legt Stärken frei, die helfen, mit den Problemen des Klienten umzugehen. Die Perspektive der Stärken hat noch nicht den Status einer strukturierten praktischen Theorie erreicht. Doch die prinzipielle Übereinstimmung mit den Werten der Sozialarbeit (Weick u.a. 1989; 2006) macht es möglich, das Modell sowohl bei der Behandlung von Klienten und Klientinnen als auch in der Supervision anzuwenden.

Literatur

- Anderson, H.; Goolishian, H.: Beyond cybernetics. Comments on Atkinson and Heath's Further thoughts on second-order family therapy. In: *Family Process* 29/1990, S. 157-163
- Baum, N.: Field supervisors' feelings and concerns at the termination of the supervisory relationship. In: *The British Journal of Social Work* 37/2007, S. 1095-1112
- Bernard, J.; Goodyear, R.: *Fundamentals of clinical supervision*. Boston 2004
- Blackwell, C. u.a.: The use of a strength-based approach in addressing discrimination against gays and lesbians. In: *Journal of Human Behavior in the Social Environment* 14/2007, S. 1-17
- Cary, D.; Marques, P.: From Expert to Collaborator. Developing Cultural Competency in Clinical Supervision. In: *The Clinical Supervisor* 26/2007, S. 141-157
- Chapin, R. u.a.: Strengths-based and solution-focused approaches to practice with older adults. In: Berkman, B.; D'Ambrosio, S. (Hrsg.): *Oxford handbook of social work, health, and aging*. USA 2006
- Cohen, B.: Intervention and supervision in strengths-based social work practice. In: *Families in Society* 80/1999, S. 460-466
- Cousins, C.: Becoming a social work supervisor: A significant role transition. In: *Australian Social Work* 57/2004, S. 175-185
- DeJong, P.; Miller, S.: How to interview for client strength. In: *Social Work* 40/1995, S. 729-736
- Dickerson, V.; Zimmerman, J.: *If problems talked: Narrative therapy in action*. New York 1995
- Farmer, T. u.a.: Strength-based assessment of rural African American early adolescents. Characteristics of students in high and low groups on the behavioral and emotional rating scale. In: *Journal of Child and Family Studies* 14/2005, S. 57-69
- Fox, R.: Relationship. The corner stone of clinical supervision. In: *Social Casework* 70/1989, S. 146-152
- Friedman, E.: Borderline personality disorder and hospitaliza-

tion. In: *Social Work in Mental Health* 6/2008, S. 67-84

Ganzer, C.: The use of self from a relational perspective. In: *Clinical Social Work Journal* 27/2007, S. 117-123

Glasser, W.: Reality therapy. A New Approach to Psychiatry. New York 1965

Glisson, C.; James, L.: The cross-level effects of culture and climate in human service teams. In: *Journal of Organizational Behavior* 23/2002, S. 767-794

Goldstein, H.: Victors or victims? In: Saleebey, D. (Hrsg.): *The strength perspective in social work practice*. New York 1997

Goolishian, H.: Theory as a co-created conversation. Workshop in Sidney. Australia 1990

Harkness, D.; Poertner, J.: Research and social supervision: A conceptual review. In: *Social Work* 34/1989, S. 115-119

Inman, A.: Supervisor multicultural competence and its relation to supervisory process and outcome. In: *Journal of Marital and Family Therapy* 32/2006, S. 73-85

Kadushin, A.: Supervision in social work. New York 1992

Kadushin, A.; Harkness, D.: Supervision in social work. New York 2002

Kivnick, H.: Vital involvement practice: strengths as more than tools for solving problems. In: *Journal of Gerontological Social Work* 46/2005, S. 85-116

Lit, S.; Shek, D.: Application of social constructionist principles in field practice teaching in a Chinese context. In: *Social Work Education* 26/2007, S. 359-375

MacFarlane, C.: My Strength: A Look Outside the Box at the Strengths Perspective. In: *Social Work* 51/2006, S. 175-176

Maroon, I.: Burnout bei Sozialarbeitern: Theorie und Interventionsperspektiven. New York/Hildesheim/Zürich 2008

McMillen, J.; Morris, L.; Sherraden, M.: Ending social work's grudge match: problems versus strengths. In: *Families in Society* 85/2004, S. 317-325

McQuade, S.; Ehrenreich, J.: Assessing client strengths. In: *Families in Society* 78/1997, S. 201-212

Munson, C.: Handbook of clinical social work supervision. Binghamton 2002

NASW: Encyclopedia of social work. Washington 1996

Nye, C.: Dependence and Independence in Clinical Supervision. An Application of Vygotsky's Developmental Learning Theory. In: *The Clinical Supervisor* 26/2007, S. 81-98

Rapp, C.; Goscha, R.: The strengths model. Case management with people with psychiatric disabilities. New York 2006

Rapp, C.; Poertner, J.: Social administration: A client-centered approach. New York 1992

Richard, C.; Rapp, C.: Strengths-Based Case Management. Enhancing treatment for person with substance abuse problems. In: Saleebey, D. (Hrsg.): *The Strengths Perspective in Social Work Practice*. Boston 2006

Russo, R.: Applying a strength-based practice approach in working with people with developmental disabilities and their families. In: *Families in Society* 80/1999, S. 25-33

Saleebey, D. (Hrsg.): *The Strengths Perspective in social work practice*. Boston 2006

Schoen, D.: *The reflective practitioner*. New York 1982

Schwartz, A.: How Goal Orientation Match Between Social Workers and Their Supervisors Impacts Social Workers' Job Satisfaction. A Theoretical Exploration. In: *The Clinical Supervisor* 26/2007, S. 223-237

Shulman, L.: *Interactional supervision*. Washington 1996

Smalley, R.: Theory for social work practice. New York 1967

Talmor, R. u.a.: Factors relating to regular education teacher burnout in inclusive education. In: *European Journal of Special Needs Education* 20/2005, S. 215-229

Tsui, M.: Functions of social work supervision in Hong Kong. In: *International Social Work* 48/2005, S. 485-493

Vogrincic, G.: Teaching concepts of help in social work. The working relationship. In: *European Journal of Social Work* 8/2005, S. 335-341

Wallerstein, R. (Hrsg.): *Becoming a psychoanalyst*. Madison, CT. 1981

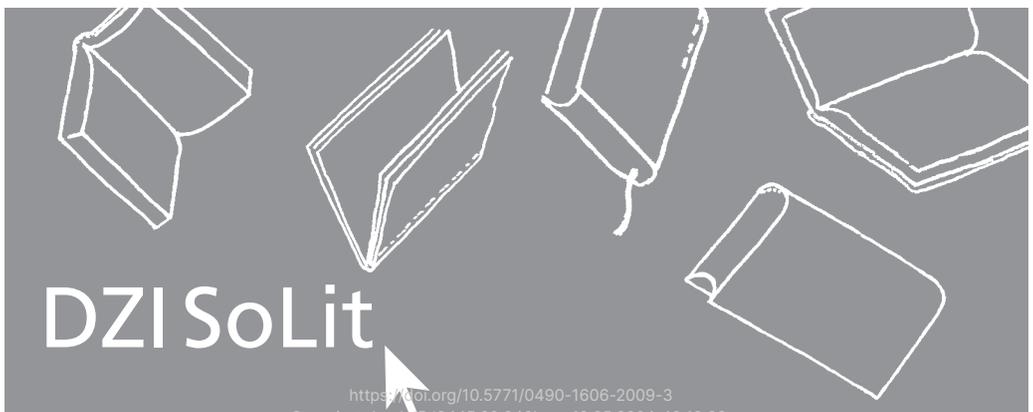
Watkins, C. (Hrsg.): *Handbook of psychotherapy supervision*. New York 1997

Watkins, E.: Psychotherapy supervisor and supervisee. Developmental models and research nine years later. In: *Clinical Psychology Review* 15/1995, S. 647-680

Weick, A. u.a.: A Strengths perspective for social work practice. In: *Social Work* 34/1989, S. 350-354

Weick, A. u.a.: Solving problems from a Strengths Perspective. In: Saleebey, D. (Hrsg.): a.a.O. 2006

Young, R.: Cross-Cultural supervision. In: *The Clinical Supervisor* 32/2004, S. 39-41



<https://doi.org/10.5771/0490-1606-2009-3>

Generiert durch IP '2145.62.240', am 12.05.2024, 16:10:02

Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

► Allgemeines

Kampagne „Geben gibt“. Im März dieses Jahres startet die Kampagne „Geben gibt“, deren Ziel es ist, Wirtschaftsunternehmen und Privatpersonen aller Generationen für ein verstärktes bürgerschaftliches Engagement zu gewinnen. Initiatoren sind unter Federführung des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen die Dachverbände der gemeinnützigen Organisationen in Zusammenarbeit mit bundesweiten Netzwerken und Partnern des Dritten Sektors, darunter auch das Deutsche Zentralinstitut für Soziale Fragen (DZI). Die Kampagne möchte dem bürgerschaftlichen Engagement zu mehr Bekanntheit und einer besseren Anerkennungskultur verhelfen. Es gelte, Wissenslücken zu schließen, Vorurteile abzubauen, einen Überblick über verschiedene Tätigkeitsfelder zu schaffen und weitere Anreize zu stiften. Wichtig sei zudem die Entwicklung zeitgemäßer Engagementformen. Um mit ihrer Botschaft die Mitte der Gesellschaft zu erreichen, benötigt die Kampagne neben starken Partnerinnen und Partnern aus Wirtschaft und Medien auch Unterstützung vonseiten lokaler Akteure. *Quelle: Im Gespräch. Impulse für die Bürgergesellschaft 1.2009*

Hartz IV trotz Arbeit. In einer kürzlich veröffentlichten Studie stellte das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) fest, dass rund 1,35 Mio. Erwerbstätige ergänzend Arbeitslosengeld II beziehen. Nur selten jedoch lasse sich die Bedürftigkeit auf zu niedrige Arbeitslöhne zurückführen. Laut IAB liegen diese im Zuverdienstbereich bei durchschnittlich sechs bis sieben Euro pro Stunde. Ausschlaggebend sei die geringe Arbeitszeit. Über die Hälfte der berufstätigen Bedarfsgruppe arbeite weniger als 15 Stunden die Woche, nur 20 % mehr als 35 Stunden. Einer Ausweitung der Arbeitszeit stünden meist gesundheitliche Probleme, eine fehlende Berufsausbildung oder mangelnde Kinderbetreuungsmöglichkeiten entgegen. Von nachrangiger Bedeutung sei die Größe der Haushalte, nur bei jeder vierten Bedarfsgemeinschaft handle es sich um einen Haushalt mit zwei oder mehr Kindern unter 25 Jahren. Die Arbeitsmotivation sei hoch. So erklärten 60 % der „aufstoc-kenden“ Befragten, sie würden auch dann gern arbeiten, wenn sie auf den Lohn nicht angewiesen wären. Um eine stärkere Partizipation der erwerbstätigen und der erwerbslosen Arbeitslosengeld-II-Empfänger am Arbeitsleben zu erreichen, bedarf es nach Auffassung des IAB weiterer Anstrengungen vonseiten der Politik. *Quelle: Presseinformation des IAB vom Januar 2009*

Erfolgreiches Engagement für die Gesellschaft. Ergebnisse einer explorativen Studie bei sozialen Investoren. Hrsg. Bertelsmann Stiftung. Selbstverlag. Gütersloh, 27 S., kostenlos *DZI-D-9763*
Im Auftrag der Bertelsmann Stiftung und der Organisationen New Philanthropy Capital, London, und WISE Wealthy Individuals – Social Entrepreneurs, Genf, hat das Beratungsunternehmen Scorprio Partnership von März bis Mai des

Jahres 2007 die Erfahrungen wohlhabender Spenderinnen und Spender in Großbritannien, der Schweiz und Deutschland untersucht. Die Studie basiert auf Interviews mit 34 hochvermögenden Privatpersonen und Vertretenden von Family-Offices. Mit dem Ziel der Entwicklung besserer Unterstützungsstrukturen sollten vor allem die Faktoren, die eine Bereitschaft zum Engagement fördern sowie der Bedarf an Information und Orientierung erfasst werden. Die Publikation dokumentiert in komprimierter Form die wichtigsten Erkenntnisse. Bestelladresse: Bertelsmann Stiftung, Carl-Bertelsmann-Straße 256, 33311 Gütersloh, Tel. 05241/81-0, Fax: 05241/81-819 99, E-Mail: info@bertelsmann-stiftung.de, Internet: www.bertelsmann-stiftung.de

Neue Wohlfahrtsmarken. Naturschauspiele wie Regenbogen, Sonnenuntergang, Nordlicht und Blitz sind die Motive der Wohlfahrtsmarken für das Jahr 2009. Der Zuschlag, der bei jeder Marke gezahlt wird, fließt in soziale Projekte des Deutschen Caritasverbandes und hilft damit Menschen in Notsituationen. Wohlfahrtsmarken gibt es schon seit 60 Jahren. Über vier Mrd. von ihnen wurden inzwischen mit einem Zuschlagerlös von insgesamt 590 Mio. Euro verkauft. Erhältlich sind die neuen Foto-Briefmarken in jeder Postdienststelle oder im Internet unter www.caritas-wohlfahrtsmarken.de *Quelle: Mitteilung des Caritasverbandes für die Diözese Münster e.V. vom Januar 2009*

► Soziales

Unterstützte Beschäftigung. Um Menschen mit Behinderung besser in das Arbeitsleben integrieren zu können, wurde Anfang dieses Jahres die neue Förderleistung der Unterstützten Beschäftigung eingeführt. Ziel ist es, eine sozialversicherungspflichtige Tätigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt durch individuelle Qualifizierung direkt am Arbeitsplatz zu ermöglichen. Bei Bedarf werden darüber hinaus auch berufsbegleitende Maßnahmen angeboten. Das neue Förderinstrument richtet sich an Beschäftigte in Behindertenwerkstätten und an junge Menschen, die eine Förderschule absolviert haben, aber aufgrund von Lernschwierigkeiten oder einer Behinderung für berufsvorbereitende Maßnahmen oder eine Berufsausbildung nicht in Betracht gezogen werden. *Quelle: ZB – Zeitschrift: Behinderte Menschen im Beruf 4.2008*

Von Hartz IV zur Obdachlosigkeit. Einem 53-jährigen Mann ohne Schreib- und Lesekenntnisse aus Greifswald war über mehrere Monate hinweg das Arbeitslosengeld II mit der Begründung vorenthalten worden, er habe die von den Behörden geforderten schriftlichen Bewerbungen nicht erbringen können. Auf diese Weise geriet er in Mietrückstand und verlor schließlich seine Wohnung. Der Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Arbeitslosengeld-II-Empfänger (ARGE) verschaffte dies den zweifelhaften Ruhm einer Auszeichnung durch die Evangelische Obdachlosenhilfe e.V., von der sie den „Verborgenen Paragrafen“ erhielt, einen Negativpreis für Sozialleistungsträger, die durch eine besonders kritikwürdige Rechtsvollzugspraxis aufgefallen sind. Bislang hat sich die ARGE für ihr Vorgehen nicht entschuldigt. Der Fall verdeutlicht, wie wichtig es wäre, die bestehenden Handlungsspielräume zur Unterstützung von Hilfebedürftigen besser auszuschöpfen. *Quelle: SoVD Zeitung 2.2009*

Evaluierung der Partizipation im Rahmen der Berliner Quartiersverfahren. Gutachten unter besonderer Berücksichtigung der Aktivierung von Berlinerinnen und Berlinern mit migrantischer Herkunft. Von Heike Hanhörster und Bettina Reimann. Deutsches Institut für Urbanistik. Selbstverlag. Berlin 2007, 120 S., kostenlos *DZI-D-8420*
Im Jahr 1999 wurde ein Bund-Länder-Programm ins Leben gerufen, um die Situation benachteiligter Stadtteile durch eine integrative Stadtentwicklungspolitik und ein umfassendes Quartiersmanagement zu verbessern. Dies war auch das Ziel der in den Jahren 2001 bis 2004 in Berlin eingeführten Quartiersjury, die später durch einen Quartiersbeirat ergänzt wurde. Um die vielfältigen Partizipationsansätze und die lokalen Beteiligungsstrukturen zu dokumentieren, hat das Deutsche Institut für Urbanistik nun eine empirische Untersuchung durchgeführt, deren Ergebnisse in diesem Abschlussbericht ausführlich dargestellt sind. Sie zeigen das steigende Engagement der Berliner Bevölkerung für den Kiez, was auch für Menschen mit Migrationshintergrund zutrifft. Jedoch müsse die bisherige Arbeit durch Kooperationen mit Moscheevereinen, Bildungseinrichtungen und Migrantenvereinen weiter ausgebaut werden.
Bestelladresse: Deutsches Institut für Urbanistik, Straße des 17. Juni 112, 10623 Berlin, Tel.: 030/39001-191, Fax: 030/39001-269, E-Mail: reimann@difu.de

► **Gesundheit**

Neues Begutachtungsverfahren im Pflegesystem. Ein vom Bundesgesundheitsministerium eingesetzter 31-köpfiger Beirat hat den Begriff der Pflegebedürftigkeit neu definiert und die vorherigen drei Pflegestufen auf fünf Bedarfsgrade erweitert. Zudem wird durch ein neues Begutachtungsassessment die Pflegebedürftigkeit nicht mehr wie ursprünglich an der Pflegezeit festgemacht, sondern am Selbstständigkeitsgrad der Betroffenen. Das Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA) begrüßt, dass mit dem Ende Januar 2009 an Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt übergebenen Abschlussbericht endlich Bewegung in die schon lange dringend erforderliche Anpassung an die Realität der rund 2,2 Mio. Pflegebedürftigen in Deutschland komme. So seien beispielsweise die Bedürfnisse von Menschen mit Demenz bisher nicht ausreichend beachtet worden. Ein zukunftsfähiger Pflegebegriff müsse alle körperlichen, geistigen und psychischen Einschränkungen berücksichtigen. Laut KDA-Geschäftsführer Michell-Auli kann mit

dem neuen Instrument die Bedarfslage von Pflegebedürftigen umfassend ermittelt werden, um auf dieser Grundlage eine fachlich kompetente Pflegeberatung in den Pflegestützpunkten anzubieten. Die feinere numerische Abstufung ermögliche eine gerechtere Umsetzung von pflegerischer Hilfe in Leistungen der Pflegeversicherung und eine bessere Ausrichtung am individuellen Versorgungsbedarf. Positiv sei auch die Stärkung der Bereiche Prävention und Rehabilitation. Durch das neue Begutachtungsverfahren werde die Pflege insgesamt verbessert. *Quelle: KDA Pressemitteilung vom Januar 2009*

„GSI – das Gesundheits- und Sozialinformationssystem“. Internetbasierte Bereitstellung von Daten und Berichten der Berliner Gesundheitsberichterstattung und des Sozialstatistischen Berichtswesens. Hrsg. Senatsverwaltung für Gesundheit, Umwelt und Verbraucherschutz. Selbstverlag. Berlin 2007, 82 S., EUR 10,- *DZI-D-8421*
Das von der Senatsverwaltung für Gesundheit, Umwelt und Verbraucherschutz entwickelte Gesundheits- und Sozialinformationssystem (GSI) stellt die Ergebnisse der Berliner Gesundheitsberichterstattung und des Sozialstatistischen Berichtswesens im Internet bereit. Um die Nutzung des Angebots zu erleichtern, erklärt dieser Spezialbericht unterschiedliche Zugriffsverfahren und Suchfunktionen der GSI-Website, die zudem auch im Hinblick auf ihren technischen Aufbau beschrieben wird. Die einzelnen Dokumente sind per Download abrufbar. Bestelladresse: Senatsverwaltung für Gesundheit, Umwelt und Verbraucherschutz, Oranienstraße 106, 10969 Berlin, Tel. 030/90 28 12 29, Fax: 030/90 28 13 72, E-Mail: Katja.Koschorreck@senguv.verwalt-berlin.de, Internet: www.berlin.de/sen/statistik/gessoz/index.html

Eine Beratungsstelle für Hospizarbeit und Palliativversorgung. Das Land Niedersachsen hat im Landkreis Osnabrück eine „Koordinierungs- und Beratungsstelle für Hospizarbeit und Palliativversorgung“ eingerichtet, die dazu beitragen soll, den Aufbau weiterer Initiativen der Hospizarbeit und Palliativversorgung zu unterstützen und die Umsetzung der spezialisierten ambulanten Palliativversorgung als neuer Leistung der gesetzlichen Krankenkassen zu verbessern. Die Beratungsstelle ist unter der Telefonnummer 05 41/5 01 80 00 zu erreichen. *Quelle: Das Krankenhaus 2.2009*

30 Jahre dokumentierte Fachdiskussion 30 Jahre Sozialwissenschaftliche Literaturdokumentation

- Onlinezugang in über 200 Hoch- und Fachhochschulbibliotheken
- Individuelle Beratung und Recherche mit Dokumentenlieferung

DZI SoLit

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen/DZI

www.dzi.de

<https://nbi.org/10.5771/0490-1606-2009-3>

Generiert durch IP '3.145.62.240', am 12.05.2024, 16:18:02.

Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

► Jugend und Familie

Hartz IV für Kinder. Nach Einschätzung des Bundessozialgerichts (BSG) sind die Hartz-IV-Sätze für Kinder verfassungswidrig, da die Kinder durch die niedrige Bemessung gegenüber ihren Eltern und den Kindern der Sozialhilfeempfängenden benachteiligt würden. Die Kürzung auf 60 % von der Regelleistung für Erwachsene verstoße gegen den Gleichheitsgrundsatz und das Grundgesetz. Eine endgültige Entscheidung obliegt nun dem Bundesverfassungsgericht. *Quelle: SoVD Zeitung 2.2009*

Handbuch Netzwerke der Familienbildung in Rheinland-Pfalz. Von Davina Höblich. Hrsg. Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Familie und Frauen Rheinland-Pfalz. Selbstverlag. Mainz 2008, 147 S., kostenlos *DZI-D-8381*

In den Jahren 2005 und 2006 wurde in Rheinland-Pfalz im Rahmen der Initiative Viva Familia das Modellprojekt „Netzwerk Familienbildung“ durchgeführt. Ziel war es, Familienbildungsstätten zu sozialraumorientierten Netzwerkgestaltenden weiterzuentwickeln und Familienbildungsangebote gezielt für bildungsferne und junge Eltern sowie Familien mit Migrationshintergrund zugänglich zu machen. Darüber hinaus sollte die Kooperation mit den Jugendämtern und allen familienrelevanten Berufsgruppen und Einrichtungen verbessert werden. Das Handbuch dokumentiert den Verlauf des Projekts und stellt die jeweiligen Ergebnisse vor. Zahlreiche Tipps und Arbeitsmaterialien erleichtern den Aufbau neuer Netzwerke. Bestelladresse: Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Familie und Frauen Rheinland-Pfalz, Referat für Reden und Öffentlichkeitsarbeit, Bauhofstraße 9, 55116 Mainz, Tel.: 061 31/16-20 16, E-Mail: bestell.service@masgff.rlp.de, Internet: www.masgff.rlp.de

Betreuung für Kinder unter drei Jahren. Die Anzahl der Kinder unter drei Jahren, die im März 2008 eine Betreuung in Kindertageseinrichtungen oder in der öffentlich geförderten Kinderpflege in Anspruch nahmen, ist gegenüber dem Vorjahr um 43 000 Kinder beziehungsweise 13 % angestiegen. So belief sich der Gesamtanteil der Kinder dieser Altersgruppe, die eine Tagesbetreuung in Anspruch nahmen, bundesweit auf fast 18 %. Im Jahr 2007 waren es noch 15,5 %. In den neuen Bundesländern ist die entsprechende Betreuungsquote nach wie vor deutlich höher als im früheren Bundesgebiet. So lag in Ostdeutschland Sachsen-Anhalt mit 53 % an der Spitze, im westdeutschen Flächenland war es Rheinland-Pfalz mit 15 %. Deutlich höher lagen die Quoten in Berlin mit 41 % und Hamburg mit 23 %. Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen bildeten mit jeweils 9 % das Schlusslicht. Die Betreuung der unter Dreijährigen erfolgte größtenteils durch Tageseinrichtungen (86 %) und in geringerem Maße durch öffentlich geförderte Tagesmütter und Tagesväter (14 %). *Quelle: Deutscher Städtetag. Mitteilungen 1.2009*

Gesundheits- und Risikoverhalten von Berliner Kindern und Jugendlichen. Gesundheitsberichterstattung Berlin, Spezialbericht: Ergebnisse der HBSC-Studie 2006. Hrsg. Senatsverwaltung für Gesundheit, Umwelt und Verbraucherschutz. Selbstverlag. Berlin 2008, 171 S., EUR 10,- *DZI-D-8531*

Informationen zum Gesundheitsbewusstsein von Kindern und Jugendlichen sind von besonderem Interesse, da ge-

sundheitsrelevante Gewohnheiten früh erlernt werden und die Prävention in dieser Altersgruppe besonders wichtig ist. Der vorliegende Bericht versteht sich als Ausgangspunkt für eine fundierte Diskussion und basiert auf einer Befragung von Berliner Schülerinnen und Schülern der fünften bis neunten Klassenstufe im Rahmen der Studie Health Behaviour in School-Aged Children (HBSC). Untersucht wurden Bereiche wie Gesundheit und Lebensqualität, Kontakte und Lebenswelt Schule sowie Gesundheits- und Risikoverhalten. Um sozialen Ungleichheiten entgegenzuwirken, sei es empfehlenswert, die Zugangsschwellen zu gesundheitsförderlichen Angeboten für die Altersgruppe so niedrig wie möglich zu gestalten. Bestelladresse: Senatsverwaltung für Gesundheit, Umwelt und Verbraucherschutz, Oranienstraße 106, 10969 Berlin, Tel.: 030/90 28-26 60, Fax: 030/90 28-20 67, E-Mail: Gerhard.Meinlschmidt@SenGUV.Berlin.de

Nummer gegen Kummer. Das seit 28 Jahren bestehende anonyme Kinder- und Jugendtelefon „Nummer gegen Kummer“ ist mit 220 000 kostenlosen Beratungen im Jahr 2007 eines der am häufigsten genutzten Beratungsangebote für junge Menschen in Deutschland. Es ist ab sofort unter der Rufnummer 11 61 11 europaweit erreichbar. Jedoch bleibt die bisherige bundeseinheitliche Nummer 0800-111 03 33 weiterhin aktiv. Seit dem Jahr 2003 bietet der Trägerverein Nummer gegen Kummer e.V. unter www.kijuserver.de zusätzlich eine kostenlose Beratung im Internet an. Die telefonischen Beratungszeiten wurden kürzlich aufgrund der erhöhten Nachfrage ausgeweitet. Montags bis samstags stehen den Rat Suchenden von 14 bis 20 Uhr rund 3 000 ausgebildete ehrenamtliche Kräfte zur Seite. Die Arbeit des Vereins wird durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend unterstützt. *Quelle: Zivildienst 2.2009*

► Ausbildung und Beruf

Mehr Lehrende mit Migrationshintergrund. Obwohl die Vielfalt in den Berliner Klassenzimmern wächst, sind in den Kollegien Lehrkräfte mit Migrationshintergrund kaum vertreten. Um in Zukunft mehr Abiturientinnen und Abiturienten aus Einwandererfamilien für den Lehrerberuf zu begeistern, erweitert der Berliner Integrationsbeauftragte die seit dem Jahr 2006 laufende Initiative „Berlin braucht Dich“, deren Ziel es ist, junge Leute aus Zuwandererfamilien über Ausbildungsmöglichkeiten im öffentlichen Dienst zu informieren. Wahrgenommen wird diese Aufgabe vom Beruflichen Qualifizierungsnetzwerk für Migrantinnen und Migranten (BQN Berlin). Im Rahmen der neuen Lehrerkampagne sollen Jugendliche mit Migrationshintergrund nun gezielt über diese Berufsperspektiven informiert werden. *Quelle: Pressemitteilung der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales vom Januar 2009*

Internetportal für Prüferinnen und Prüfer. Für die über 300 000 Prüfer und Prüferinnen in der beruflichen Aus- und Fortbildung gibt es ab sofort ein neues Informations- und Kommunikationsangebot im Internet: eine im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung vom Bundesinstitut für Berufsbildung entwickelte Website (www.prueferportal.org). Sie bietet wichtige Informationen zum Thema Prüfungen, zu den Rechtsgrundlagen des Prüfungswesens und zur aktuellen Rechtsprechung. Es können auch

die Prüfungsanforderungen in Ausbildungsordnungen und Rahmenlehrpläne für einzelne Berufe abgerufen werden. Das Portal eröffnet künftigen Prüferinnen und Prüfern einen schnellen und umfassenden Einblick in die Arbeit eines Prüfungsausschusses und enthält darüber hinaus ein Forum zum Austausch mit anderen Prüfenden sowie Veranstaltungshinweise und einen elektronischen Newsletter. *Quelle: Deutsche Angestellten Zeitung 1.2009*

Berufsbegleitender Masterstudiengang Systemische Sozialarbeit. Dieser an der Hochschule Merseburg in Sachsen-Anhalt neu eingerichtete Masterstudiengang erschließt den ursprünglich für die Psychotherapie entwickelten systemischen Ansatz für das Tätigkeitsfeld der Sozialen Arbeit. Der akkreditierte Studiengang ist kostenpflichtig und bietet denjenigen, die bereits über einen Bachelor oder ein Diplom in Sozialarbeit, Sozialpädagogik oder verwandten Berufsfeldern verfügen, die Möglichkeit, in vier Semestern den Grad „Master of Arts“ zu erwerben. Vermittelt werden umfassende theoretische Kenntnisse systemischen Arbeitens sowie praxisbezogene Kompetenzen und Grundhaltungen. Der Abschluss eröffnet den Zugang zum Höheren Dienst und berechtigt zur Promotion. Studienbeginn ist im Juli 2009, Bewerbungsschluss der 30. April 2009. Weitere Informationen finden sich unter www.systemische-sozialarbeit.de/master.htm *Quelle: Mitteilung der Hochschule Merseburg, Fachbereich soziale Arbeit. Medien.Kultur vom November 2008*

Zertifizierte Weiterbildung Konfliktbewältigung und Gewaltprävention. Die Hochschule Darmstadt bietet in Kooperation mit der Bildungsstätte Alte Schule Anspach und dem hessischen Sozialministerium eine einjährige Weiterbildung für Lehrerinnen, Lehrer und pädagogische Fachkräfte der Jugendhilfe an. In fünf Modulen lernen die Teilnehmenden, Konflikten professionell zu begegnen, eine eigene Haltung dazu zu entwickeln und Lösungsstrategien zu entwerfen. Auf der Grundlage eines körperorientierten, tiefenpsychologischen und fallbezogenen Zugangs werden im Lehrplan Verfahren des szenischen Spiels mit aktuellen Ansätzen mediativer und konfrontativer Interventionsstrategien kombiniert. Die akkreditierte Fortbildung beginnt im September 2009 und kostet 1800 Euro. Anmeldeschluss ist der 31. Mai 2009, Informationen unter www.h-da.de/weiterbildung/konflikt_und_gewalt

Ausbildung von Gewaltpräventionfachkräften. Von September 2009 bis Juli 2010 bietet die Landesakademie für Jugendbildung in Weil der Stadt die berufsbegleitende Fortbildung „Für die Praxis – Anti-Gewalt-Training“ an. Inhalt sind theoretische Hintergründe sowie praktische Techniken und Methoden im Umgang mit Gewalt. Die Fortbildung, die sich an pädagogische und sozialpädagogische Fachkräfte wendet, dauert von September 2009 bis Juli 2010 und endet mit Erhalt eines Zertifikats. Sie dient der Stärkung persönlicher Kompetenzen und befähigt zur Durchführung von Fachberatungen und Anti-Gewalt-Trainings an Schulen und anderen Einrichtungen. Weitere Auskünfte und Anmeldung: Landesakademie für Jugendbildung, Postfach 1240, 71256 Weil der Stadt, Tel. 070 33/52 69-0, E-Mail: info@jugendbildung.org, Internet: www.jugendbildung.org

Tagungskalender

26.3.2009 Berlin. Veranstaltung: Verbraucherrechte in der Altenpflege. Information: Deutsches Zentrum für Altersfragen, Manfred-von-Richthofen-Straße 2, 12101 Berlin, Tel.: 030/26 07 40 90, E-Mail: stefanie.hartmann@dza.de, Internet: www.dza.de

12.-14.5.2009 Karlsruhe. EREV-Bundesfachtagung: Lernende Jugendhilfe. Information: EREV-Geschäftsstelle, Flüggestraße 21, 30161 Hannover, Tel.: 05 11/39 08 81-13, E-Mail: seminarverwaltung@erev.de, Internet: www.erev.de

13.5.2009 Bad Neuenahr-Ahrweiler. Fachtagung: Wenn Erfolg süchtig macht – Lifestyle-Drogen im Beruf. Information: AHG Klinik Tönisstein, Hochstraße 25, 53473 Bad Neuenahr-Ahrweiler, Tel.: 026 41/914-0, E-Mail: toenisstein@ahg.de, Internet: www.ahg.de/Toenisstein

18.-20.5.2009 Hamburg-Steilshoop. Fachkongress: Enabling Community. Gemeinsame Sache machen. Information: Evangelische Stiftung Alsterdorf, Alsterdorfer Markt 4, 22297 Hamburg, Tel.: 040/50 77 32 87, E-Mail: t.maas@alsterdorf.de, Internet: www.enabling-community.de

20.-23.5.2009 Bielefeld/Sennestadt. Jahrestagung 2009: Armut verpflichtet?! Leben zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und Hilfen der modernen Armenfürsorge. Information: Gilde Soziale Arbeit e.V., Mumsenstraße 14, 22767 Hamburg, Tel.: 040/94 79 32 91, E-Mail: geschaeftsfuehrung@gilde-soziale-arbeit.de, Internet: www.gilde-soziale-arbeit.de

15.-17.6.2009 Heidelberg. 22. Heidelberger Kongress des Fachverbandes Sucht e.V.: Suchtbehandlung passgenau! Information: Fachverband Sucht e.V., Walramstraße 3, 53175 Bonn, Tel.: 02 28/26 15 55, E-Mail: sucht@sucht.de, Internet: www.sucht.de

20.-21.6.2009 Berlin. Weiterbildung: Einführung Mediation. Grundprinzipien und Übungen. Information: Institut TRIANGEL e.V., Horstweg 35, 14059 Berlin, Tel.: 030/32 60 93 28, E-Mail: info@institut-triangel.de, Internet: www.Institut-Triangel.de

25.6.2009 Berlin. Seminar: Stiftungsmanagement – die Grundlagen. Information: Deutsche StiftungsAkademie, Mauerstraße 93, 10117 Berlin, E-Mail: akademie@stiftungen.org, Internet: www.stiftungsakademie.de

Bibliographie Zeitschriften

2.01 Staat/Gesellschaft

Bourauel, Markus: Europa kennt keine Grenzen – auch nicht für das FRG. - In: RV aktuell ; Jg. 55, 2008, Nr. 11, S. 352-357. *DZI-0902z*

Dederich, Markus: Die Universalisierung der Ökonomie – Ursachen, Hintergründe und Folgen. - In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete ; Jg. 77, 2008, Nr. 4, S. 288-300. *DZI-0293*

Glück, Alois: Solidarität und Subsidiarität – Grundlagen unseres Sozialstaates: Öffentliche und freie Wohlfahrtspflege als Akteure und Partner im Sozialraum. - In: Bayerische Sozialnachrichten ; 2008, Nr. 5, S. 3-7. *DZI-0155z*

Ring, Sebastian: Gewaltig daneben?! Ein medienpädagogisches Projekt zum Thema Handy und Gewalt mit dem Fokus auf Jungen. - In: Pro Jugend ; 2008, Nr. 4, S. 23-26. *DZI-2013z*

Steigenberger, Maretta: Moderne Medien und Ich-Entwicklung. - In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie ; Jg. 39, 2008, Nr. 140, S. 545-551. *DZI-2486z*

Wenten, Frido: Niederlassungsfreiheit versus Vereinigungsfreiheit: Die Urteile des Europäischen Gerichtshof in den Fällen Rüffert, Viking und Laval. - In: Soziale Sicherheit ; 2008, Nr. 11, Beil. S. 3-7. *DZI-0524*

2.02 Sozialpolitik

Hammel, Manfred: Die Schuldenübernahme nach § 22 Abs. 5 SGB II Ein immer wieder aktuelles Thema. - In: ZFSH/SGB ; Jg. 47, 2008, Nr. 11, S. 649-654. *DZI-1450z*

Johannleweling, Andreas: BiLMoG aus Sicht der betrieblichen Altersversorgung. - In: Betriebliche Altersversorgung ; Jg. 63, 2008, Nr. 8, S. 769-770. *DZI-1708*

Kazemieh, Susanne: Versichern für das Alter. - In: Deutsche Hebammen- Zeitschrift ; 2008, Nr. 11, S. 32-34. *DZI-0608*

Liebert, Nicola: Erklärung über soziale Gerechtigkeit für eine faire Globalisierung: Internationale Arbeitskonferenz verabschiedet neue Erklärung. - In: Soziale Sicherheit ; 2008, Nr. 11, Beil. S.1-3. *DZI-0524*

Lohre, Werner: Zukunft der betrieblichen Altersversorgung. - In: Betriebliche Altersversorgung ; Jg. 63, 2008, Nr. 8, S. 745-746. *DZI-1708*

Meilicke, G.: Mit Wasser und Seife gegen die Grippe: Das Händewaschen als Infektionsschutz-Empfehlung für die

Bevölkerung – 7 Hypothesen aus einer qualitativen Studie zu Hygiene, Grippe und Pandemie. - In: Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz ; Jg. 51, 2008, Nr. 11, S. 1273-1279. *DZI-1130z*

Poppelbaum, Eberhard: Sozialversicherungsrechtliche Beurteilung von Organträgern in einer GmbH. - In: Wege zur Sozialversicherung ; Jg. 62, 2008, Nr. 10, S. 292-295. *DZI-0107*

Scheffer, Thomas: Starke und schwache Verfahren: Zur unterschiedlichen Funktionsweise politischer Untersuchungen am Beispiel der englischen „Hutton Inquiry“ und des „CIA-Ausschusses“ der EU. - In: Zeitschrift für Soziologie ; Jg. 37, 2008, Nr. 5, S. 423-444. *DZI-2526*

Thiessen, Barbara: Familienpolitik und Geschlechterkritik – spannungsreiche Bezüge. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 26, 2008, Nr. 2, S. 3-17. *DZI-2988z*

Wüthrich, Bernadette: Sozialpolitische Heilmittel mit Nebenwirkungen: Das „Workfare“-Prinzip verknüpft Sozialleistungen mit Gegenleistungen in Form von Arbeit. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 11, S. 11-13. *DZI-2220z*

2.03 Leben/Arbeit/Beruf

Bailer, Josef: Prävalenz psychischer Syndrome bei Studierenden einer deutschen Universität. - In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie ; Jg. 58, 2008, Nr. 11, S. 423-429. *DZI-0516z*

Bastian, Till: Mythen – Heilgeschichten für die Seele. - In: Psychologie heute ; Jg. 36, 2009, Nr. 1, S. 67-71. *DZI-2573*

Becker-Textor, Ingeborg: Qualifizierung und Reformierung der Ausbildung: Akademisierung allein ist keine Lösung. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 11/12, S. 482-485. *DZI-0135*

Delhey, Jan: Was macht uns glücklich? - In: Psychologie heute ; Jg. 36, 2009, Nr. 1, S. 26-30. *DZI-2573*

Giesecke, Johannes: Die Zunahme der Lohnungleichheit in der Bundesrepublik: Aktuelle Befunde für den Zeitraum von 1998 bis 2005. - In: Zeitschrift für Soziologie ; Jg. 37, 2008, Nr. 5, S. 403-422. *DZI-2526*

Kurz-Adam, Maria: Sozialraumreformen und ihre Wirkungen: Eine Bilanz. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 11/12, S. 486-494. *DZI-0135*

Otto, Ulrich: Sozialräumliche Wohlfahrtsgesellschaft. - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 12, S. 12-23. *DZI-2597*

Prenzlow, Reinhard: Der zukünftige Verfahrensbeistand: Argumente für eine fallbezogene Vergütungsregelung. - In: Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe ; 2008, Nr. 11, S. 464-466. *DZI-3026z*

3.00 Institutionen und Träger sozialer Maßnahmen

Burbach, Christiane: Burnout in der Hospizarbeit: Anfragen an die Leipziger Untersuchung. - In: Wege zum Menschen ; Jg. 60, 2008, Nr. 6, S. 570-575. *DZI-0376*

Etschenberg, Karla: Hygiene – eine Aufgabe von Verhältnis- und Verhaltensprävention in Schule und Unterricht: Anmerkungen aus pädagogischer Sicht. - In: Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz ; Jg. 51, 2008, Nr. 11, S. 1289-1296. *DZI-1130z*

Gerlach, Florian: Zur Arbeit des Jugendamtes nach § 8a SGB VIII: Erkenntnisse aus der Evaluation fehlerhaft behandelte Fälle. - In: Soziale Arbeit ; Jg. 57, 2008, Nr. 12, S. 488-491. *DZI-0470*

Kammerer, Dietmar: Die Anfänge von Videoüberwachung in Deutschland. - In: Kriminologisches Journal ; Jg. 40, 2008, Nr. 4, S. 257-268. *DZI-2272*

Pfeiffer, Christian: Fördert der Besuch von Freizeitzentren die Jugendgewalt? Eine Erwiderung auf die Kritik von Hafenecker und Kollegen. - In: ZJJ ; Jg. 19, 2008, Nr. 4, S. 366-368. *DZI-2992z*

Röder, Susanne: Das scheinbar Unmögliche möglich machen – Kinderschutz in der Schule in gemeinsamer Verantwortung von Jugendhilfe und Schule. - In: Jugendhilfe-aktuell ; 2008, Nr. 2, S. 22-28. *DZI-3054*

Schmid, Klaus: Einfluss der Schichtarbeit im Rettungsdienst auf psychophysische Parameter. - In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie ; Jg. 58, 2008, Nr. 11, S. 416-422. *DZI-0516z*

Simon, Michael: Es muss schnell gehandelt werden: Die aktuelle Krankenhausreform und das 21.000 Stellenprogramm für die Pflege im Krankenhaus. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 12, S. 658-661. *DZI-0528z*

Zimmermann, Anja: Frühstück in Deutschland – Mittag in den Niederlanden: Deutsch-Niederländisches Europa-Projekt. - In: Altenheim ; Jg. 47, 2008, Nr. 12, S. 22-23. *DZI-1449*

4.00 Sozialberufe / Soziale Tätigkeit

Feigen, Philipp: Staatsanwaltschaftliche Diversion in Theorie und Praxis. - In: ZJJ ; Jg. 19, 2008, Nr. 4, S. 349-356. *DZI-2992z*

Friedrich, Jule: Mitfrau – Mutter – Mentorin. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2008, Nr. 11, S. 12-13. *DZI-0608*

Gottwald, Mario: Personalwirtschaftlichen Herausforderungen frühzeitig begegnen: Älter werden in der Altenpflege. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 12, S. 686-688. *DZI-0528z*

Heger, Susanne: „Freundliche Zone“ – Sozialdienst mal anders: Sarah Baumann vertritt im Sozialdienst Bern-West eine ressourcenorientierte Klientenarbeit. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 11, S. 40-41. *DZI-2220z*

Herwig-Lempp, Johannes: Aufschrei im Jugendamt: Felicia Zellers Theaterstück „Kaspar Häuser Meer“. - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 12, S. 41-43. *DZI-2597*

Menne, Martin: Neues FamFG: Zur pauschalisierten Entschädigung des Verfahrensbestands im kommenden Recht. - In: Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe ; 2008, Nr. 11, S. 461-464. *DZI-3026z*

Nickels, Alfons: Bürokratie frisst systematisch Pflegezeit und Pfleger. - In: neue caritas ; Jg. 109, 2008, Nr. 21, S. 9-12. *DZI-0015z*

Schmotz, Torsten: Personal für Erfolg im Ausland entscheidend: Polen als neues Geschäftsfeld. - In: Altenheim ; Jg. 47, 2008, Nr. 12, S. 18-21. *DZI-1449*

5.01 Sozialwissenschaft / Sozialforschung

Lautmann, Rüdiger: Von der „Sozio-Neuro-Wissenschaft“ zur „Zivilisierung der Natur“. - In: Kriminologisches Journal ; Jg. 40, 2008, Nr. 4, S. 294-298. *DZI-2272*

Schildmann, Ulrike: Lebensperspektiven in der „alternden“ Gesellschaft: Zur Situation (schwer)behinderter Frauen und Männer mittleren Alters. - In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete ; Jg. 77, 2008, Nr. 4, S. 317-328. *DZI-0293*

Schulz-Schaeffer, Ingo: Die drei Logiken der Selektion: Handlungstheorie als Theorie der Situationsdefinition. - In: Zeitschrift für Soziologie ; Jg. 37, 2008, Nr. 5, S. 362-379. *DZI-2526*

5.02 Medizin/Psychiatrie

Buser, Kurt: Interviews mit Gemeindepastoren zur Versorgung von Patienten am Lebensende: Eine explorative Studie. - In: Wege zum Menschen ; Jg. 60, 2008, Nr. 6, S. 503-511. *DZI-0376*

Korfhage, Sigrid: Wartezeiten, gynäkologische Untersuchungen und Ablehnung der Rezeptfreiheit: Untersuchung zur Vergabe der „Pille danach“ in Braunschweig. - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 36, 2008, Nr. 4, S. 21-24. *DZI-2643z*

Vocht, Hilde de: Patientenwille muss an erster Stelle stehen: Psychologische Betrachtung der Sterbehilfe – Motive von Gesundheitsexperten. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 12, S. 682-685. *DZI-0528z*

Wilken, Etta: Ethische Fragen zur Bewertung Pränataler Diagnostik und zum Schwangerschaftsabbruch. - In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre

Nachbargebiete ; Jg. 77, 2008, Nr. 4, S. 282-287. *DZI-0293*

5.03 Psychologie

Behnia, Behnam: Trust development: A discussion of three approaches and a proposed alternative. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 38, 2008, Nr. 7, S. 1425-1441. *DZI-2406*

Belwe, Andreas: Die Zukunft des Sterbens – wo und wie werden wir ewig ruhn? - In: Psychologie heute ; Jg. 36, 2009, Nr. 1, S. 36-39. *DZI-2573*

Bergler, R.: Psychologie der Alltags-hygiene. - In: Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz ; Jg. 51, 2008, Nr. 11, S. 1264-1272. *DZI-1130z*

Blättner, Beate: „Forensic Nursing“ in Deutschland? Wahrnehmungen von Pflegekräften zu häuslicher Gewalt. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 12, S. 690-694. *DZI-0528z*

Lübben, Sabine: Behandlungsnetzwerk für Flüchtlinge: Überlegungen zu einer besseren Integration von Flüchtlingen in die psychotherapeutische Regelversorgung. - In: Sozial extra ; Jg. 32, 2008, Nr. 11/12, S. 47-50. *DZI-2599z*

Schmidt, Gunter: Sexuelle Verwahrlosung oder moralische Panikattacke? - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 36, 2008, Nr. 4, S. 25-26. *DZI-2643z*

Zehetbauer, Susanne: Wie wir Entscheidungen treffen: Intuition als Wegweiser. - In: KDFB Engagiert ; 2008, Nr. 12, 2, S. 9-13. *DZI-0503z*

Zimbarbo, Philip G.: Gestern, heute, morgen – wo leben Sie eigentlich? - In: Psychologie heute ; Jg. 36, 2009, Nr. 1, S. 20-25. *DZI-2573*

5.04 Erziehungswissenschaft

Beckmann, Barbara: Pflege- und Adoptivkinder in der Pubertät oder der Apfel fällt nicht weit vom Stamm... - In: PFAD ; Jg. 22, 2008, Nr. 4, S. 106-107. *DZI-2632z*

Czollek, Leah Carola: Social Justice und Diversity Training: Wege der Antidiskriminierung? - In: Sozial extra ; Jg. 32, 2008, Nr. 11/12, S. 24-27. *DZI-2599z*

Frühau, Theo: Schülerinnen und Schüler mit dem Förderschwerpunkt „geistige Entwicklung“ in Sonderschulen und in allgemeinen Schulen: Gemeinsamer Unterricht bundesweit weiterhin auf niedrigem Niveau. - In: Geistige Behinderung ; Jg. 47, 2008, Nr. 4, S. 301-318. *DZI-1302z*

Knapp, Heidi: Die alltägliche und besondere Herausforderung bei Kindeswohlgefährdung: Erkennen – Beurteilen – Handeln. - In: Jugendhilfe-aktuell ; 2008, Nr. 2, S. 2-5. *DZI-3054*

Luomi-Messerer, Karin: Erwerb heilpädagogischer Kompetenz durch Beobachtung und Reflexion: Ein Beispiel aus der Ausbildung von Frühförderinnen.

In: Heilpädagogik ; Jg. 51, 2008, Nr. 5, S. 2-7. *DZI-1489*

Quenstedt, Fritz: Die Wirksamkeit der heilpädagogischen Früherziehung. - In: Deutsche Behinderten-Zeitschrift ; Jg. 45, 2008, Nr. 5, S. 23-25. *DZI-1809z*

Schenz, Christina: Begabtenförderung und Sonderpädagogik: Vom schwierigen Familienverhältnis zweier ungleicher Schwestern. - In: Heilpädagogik ; Jg. 51, 2008, Nr. 5, S. 18-26. *DZI-1489*

5.05 Soziologie

Bereswill, Mechthild: „Einkaufen ist scheinbar 'ne Frauensache“: Empirische Erkundungen zum Verhältnis von Sorgearbeiten und Geschlecht am Beispiel von Seniorengenossenschaften. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 26, 2008, Nr. 2, S. 64-78. *DZI-2988z*

Drägestein, Bernd: Gewaltprävention als genderreflektierter Bildungsauftrag. - In: Pro Jugend ; 2008, Nr. 4, S. 10-14. *DZI-2013z*

Kreissl, Reinhard: Für einen gesellschaftstheoretisch aufgeklärten Materialismus: Soziologische Lehren für die Neurophysiologie – und umgekehrt. - In: Kriminologisches Journal ; Jg. 40, 2008, Nr. 4, S. 269-283. *DZI-2272*

Rauhut, Heiko: Die Durchsetzung sozialer Normen in Low-Cost- und High-Cost-Situationen. - In: Zeitschrift für Soziologie ; Jg. 37, 2008, Nr. 5, S. 380-402. *DZI-2526*

5.06 Recht

Binggeli, Ursula: „Wir agieren dynamischer als die öffentliche Hand“: Wie die private Firma ABS Betreuungsservice AG in der Sozialhilfe erfolgreich Geschäfte macht. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 11, S. 8-10. *DZI-2220z*

Brosch, Dieter: Zum normativen Potenzial des § 1628 BGB: Anregungen für die familiengerichtliche Entscheidungspraxis. - In: Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe ; 2008, Nr. 11, S. 446-451. *DZI-3026z*

Deiseroth, Dieter: Sperrzeit und Gewissensfreiheit. - In: Informationen zum Arbeitslosenrecht und Sozialhilferecht ; Jg. 26, 2008, Nr. 5, S. 195-203. *DZI-2907*

Erbstößer, Sabine: Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben durch die Deutsche Rentenversicherung: Ein Überblick. - In: RV aktuell ; Jg. 55, 2008, Nr. 11, S. 343-350. *DZI-0902z*

Frenze-Kulbach, Annette: Der Schutz-auftrag bei Verdacht auf Kindeswohlgefährdung: Handlungsanforderungen an die öffentliche Jugendhilfe. - In: Soziale Arbeit ; Jg. 57, 2008, Nr. 12, S. 473-481. *DZI-0470*

Hormel, Ulrike: Diversity und Diskriminierung. - In: Sozial extra ; Jg. 32, 2008, Nr. 11/12, S. 20-23. *DZI-2599z*

Mertens, Andreas: Muss schnell auch immer gut sein? Eine kritische Betrachtung des Beschleunigungsgrundsatzes im Jugendstrafrecht. - In: ZJJ ; Jg. 19, 2008, Nr. 4, S. 356-361. *DZI-2992z*

Muscheler, Karlheinz: Die elterliche Sorge des nichtehelichen Vaters. - In: Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe ; 2008, Nr. 11, S. 452-455. *DZI-3026z*

Riehle, Eckart: Der menschenrechtliche Gehalt des Existenzminimums in Art. 11 des Internationalen Paktes über soziale, wirtschaftliche und kulturelle Rechte. - In: ZFSH/SGB ; Jg. 47, 2008, Nr. 11, S. 643-648. *DZI-1450z*

Rüegger, Heinz: Selbstbestimmung am Lebensende: Zur Bedeutung der Autonomie im Blick auf pflegebedürftige Hochbetagte und Sterbende. - In: Wege zum Menschen ; Jg. 60, 2008, Nr. 6, S. 529-545. *DZI-0376z*

Rumpf, Joachim: Kinder in Not – frühe Hilfen: Warum Hilfsangebote nicht frühzeitig genug wahrgenommen werden. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 11/12, S. 495-501. *DZI-0135z*

6.00 Theorie der Sozialen Arbeit

Behn, Sabine: Handbücher, Wörterbücher und Lexika der Sozialen Arbeit. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 11/12, S. 502-505. *DZI-0135z*

Biesel, Kay: Zwischen Fehlervermeidung und -offenheit: Wo stehen die sozialen Hilfesysteme? - In: Sozial extra ; Jg. 32, 2008, Nr. 11/12, S. 6-10. *DZI-2599z*

Charbonnier, Ralph: Seelsorge in der Palliativversorgung: Konzeptionelle, kommunikative und organisatorische Aspekte einer berufsübergreifenden Zusammenarbeit. - In: Wege zum Menschen ; Jg. 60, 2008, Nr. 6, S. 512-528. *DZI-0376z*

Haarhaus, Friedrich: Beziehungspflege – aktueller denn je: Erfahrungen seelsorgerischer Tätigkeit in der Altenpflege. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 12, S. 678-680. *DZI-0528z*

6.01 Methoden der Sozialen Arbeit

Beresford, Peter: „We don't see her as a social worker“: A service user case study of the importance of the social worker's relationship and humanity. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 38, 2008, Nr. 7, S. 1388-1407. *DZI-2406z*

Krauth, Stefan: Der Körper an der Grenze des Strafrechts: Zur normativen Bedingung lebenswissenschaftlichen Wissens. - In: Kriminologisches Journal ; Jg. 40, 2008, Nr. 4, S. 242-256. *DZI-2272z*

Pantucek, Peter: Kein Fall ohne Feld: Raum und Zeit – Überlegungen zu den Dimensionen des Sozialen. - In: Sozial-

magazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 12, S. 28-37. *DZI-2597z*

Prüfer, Gregor: Coolness-Training mit Jungen. - In: Pro Jugend ; 2008, Nr. 4, S. 19-22. *DZI-2013z*

Schulze, Iris: Kinder im Mittelpunkt: Begrüßungs- und Informationsbesuche bei Neugeborenen. - In: Jugendhilfe-aktuell ; 2008, Nr. 2, S. 33-36. *DZI-3054z*

6.02 Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit

Boers, Klaus: Abschied vom Primat der Resozialisierung im Jugendstrafvollzug? - In: ZJJ ; Jg. 19, 2008, Nr. 4, S. 316-324. *DZI-2992z*

Böwer, Michael: ASD – „Drop your tools“? Feuerwehrhandeln im Allgemeinen Sozialen Dienst und Möglichkeiten seiner organisationalen Bewältigung. - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 12, S. 44-53. *DZI-2597z*

Cramer, Horst H.: Virtuelle Werkstatt: Ein neuer Typus der Werkstatt für behinderte Menschen? - In: ZFSH/SGB ; Jg. 47, 2008, Nr. 11, S. 655-660. *DZI-1450z*

Dürmann, Peter: Neue Erkenntnisse und neue Gesetze nutzen: Die Pflegeoase aus Trägerperspektive. - In: Altenheim ; Jg. 47, 2008, Nr. 12, S. 42-45. *DZI-1449z*

Granda, Anne: Die Einsamkeit lindern: Ehrenamtliche besuchen Gefangene. - In: KDFB Engagiert ; 2008, Nr. 12, 2, S. 40-42. *DZI-0503z*

Hongler, Hanspeter: Knappe Finanzen, steigender Legitimationsdruck: Jugendarbeit muss ökonomischen Kriterien und Anforderungen nach gesellschaftlicher Wirksamkeit genügen. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 11, S. 14-16. *DZI-2220z*

Niehoff, Ulrich: „Ich sage, wo's lang geht!“ Was heißt Nutzer- oder Kundenorientierung handlungspraktisch buchstabiert? - In: Geistige Behinderung ; Jg. 47, 2008, Nr. 4, S. 330-341. *DZI-1302z*

Óhidý, Andrea: Pädagogische Professionalität in der Offenen Jugendarbeit: Reflexionen über eine These. - In: Deutsche Jugend ; Jg. 56, 2008, Nr. 11, S. 481-489. *DZI-0734z*

Riederle, Josef: Kampfspiele – bewegungspädagogische Jugendarbeit. - In: Pro Jugend ; 2008, Nr. 4, S. 15-18. *DZI-2013z*

Suhling, Stefan: Sozialtherapie im Jugendstrafvollzug – Prinzipien wirksamer Behandlung. - In: ZJJ ; Jg. 19, 2008, Nr. 4, S. 330-335. *DZI-2992z*

6.03 Rechtsmaßnahmen / Verwaltungsmaßnahmen

Oelsner, Wolfgang: Kopf- und Bauchgeburt: Adoptionselternschaft – reale Dynamik und Paradigma des Zeitgeistes. - In: Analytische Kinder- und Jugend-

lichen-Psychotherapie ; Jg. 39, 2008, Nr. 140, S. 499-519. *DZI-2486z*

6.04 Jugendhilfe

Bindel-Kögel, Gabriele: Informationen und kritische Anmerkungen zum Kinderförderungsgesetz (KiföG). - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 11/12, S. 476-478. *DZI-0135z*

Bosche, Heidegret: Hygienebestimmungen für Kinderkrippen und Kitas im Umgang mit Lebensmitteln: Probleme in der Praxis und Lösungsansätze. - In: Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz ; Jg. 51, 2008, Nr. 11, S. 1280-1288. *DZI-1130z*

Casutt, Marcus: „Die Jugend ist die Zukunft der Völker“: Kinder- und Jugendförderung im Kontext der nachhaltigen Entwicklung. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 11, S. 27-29. *DZI-2220z*

Dix, Gerhard: Qualitätsoffensive in Kindertageseinrichtungen: Bildung von Anfang an. - In: Bayerische Sozialnachrichten ; 2008, Nr. 5, S. 26-27. *DZI-0155z*

Fernandez, Elizabeth: Unravelling emotional, behavioural and educational outcomes in a longitudinal study of children in foster-care. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 38, 2008, Nr. 7, S. 1283-1301. *DZI-2406z*

Heger, Susanne: Die Gefahrenzone als Heilzone: Im Jugendheim Schenkung Dappels werden rund 30 Jugendliche im Rahmen einer jugendstrafgesetzlichen oder zivilrechtlichen Massnahme betreut. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 11, S. 42-45. *DZI-2220z*

Kriener, Martina: Risikomanagement im Kinderschutz. - In: Jugendhilfe-aktuell ; 2008, Nr. 2, S. 9-13. *DZI-3054z*

Lenz, Stefan: Sechs Wege zu noch mehr Professionalität in der Kindertagesbetreuung. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 11/12, S. 462-466. *DZI-0135z*

Schrappner, Christian: Keine Hilfe ohne Kontrolle? Keine Kontrolle ohne Hilfe! Thesen zu einem Spannungsverhältnis sozialpädagogischer Kinderschutzarbeit. - In: Soziale Arbeit ; Jg. 57, 2008, Nr. 12, S. 466-472. *DZI-0470z*

Stevens, Irene: Complexity theory: Developing new understandings of child protection in field settings and in residential childcare. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 38, 2008, Nr. 7, S. 1320-1336. *DZI-2406z*

6.05 Gesundheitshilfe

Baumgarten, Eckehardt: Wie gut ist die ambulante Rehabilitation? Aktuelle Ergebnisse der Reha-Qualitätssicherung. - In: RV aktuell ; Jg. 55, 2008, Nr. 11, S. 335-342. *DZI-0902z*

Bloomfield, S. F.: Infektionsprävention durch Hygiene zu Hause und in der Öffentlichkeit: Die Notwendigkeit für eine familienzentrierte Strategie. - In: Bun-

desgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz ; Jg. 51, 2008, Nr. 11, S. 1258-1263. *DZI-1130z*

Brieskorn-Zinke, Marianne: Gesundheit und Körperwahrnehmung: Anregungen zu einer personal- und patientenorientierten Gesundheitsbildung für die Pflegepraxis. - In: Pflegezeitschrift; Jg. 61, 2008, Nr. 12, S. 662-665. *DZI-0528z*

Gäckle, Annelene: Zum Kontrazeptionsverhalten von Hartz-IV-Empfängerinnen. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 26, 2008, Nr. 2, S. 86-95. *DZI-2988z*

7.01 Kinder

Berkemeyer, Anke: „Nabelpflege und Kinderklau“: Kooperationserfahrungen zwischen Hebammen und der Kinder- schutzfachstelle im Jugendamt Bielefeld. - In: Jugendhilfe-aktuell ; 2008, Nr. 2, S. 37-40. *DZI-3054*

Gebel, Jürgen: Hygiene-Tipps für Kids: Konzept und Umsetzungsbeispiele. - In: Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz ; Jg. 51, 2008, Nr. 11, S. 1304-1313. *DZI-1130z*

Graumann, Heinz: Multifamilien-therapie – Möglichkeiten für Klinik und Schule: Ein systemisches Highlight ganz im hohen Norden. - In: Sozialmagazin ; Jg. 33, 2008, Nr. 12, S. 38-40. *DZI-2597*

Hartwig, Luise: Häusliche Gewalt und Kindeswohlgefährdung – eine Herausforderung für die Jugendhilfe. - In: Jugendhilfe-aktuell ; 2008, Nr. 2, S. 17-21. *DZI-3054*

Röser, Udo: Kinder suchtkranker Eltern brauchen frühe Hilfen. - In: neue caritas ; Jg. 109, 2008, Nr. 20, S. 14-17. *DZI-0015z*

Textor, Martin R.: Kindertagesbetreuung: Ökonomisierung, (Sozial)Politisierung und Scholarisierung. - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 11/12, S. 452-461. *DZI-0135*

Wagenblass, Sabine: Soziale Frühwarnsysteme und Kinderschutz. - In: Soziale Arbeit ; Jg. 57, 2008, Nr. 12, S. 481-482, 484-487. *DZI-0470*

7.02 Jugendliche

Kramer, Yves: Ich konsumiere! Also bin ich? Jugendarbeit zwischen Konsumwelten und jugendkulturellem Eigensinn. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 11, S. 30-31. *DZI-2220z*

Remschmidt, Helmut: Möglichkeiten der Beeinflussung von jungen Gefangenen – acht Thesen. - In: ZJJ ; Jg. 19, 2008, Nr. 4, S. 336-342. *DZI-2992z*

Reutlinger, Christian: Der Blick in unsichtbare Rückzugswelten von Jugend-

lichen: Reflexionen zum öffentlichen Raum als Bildungs- und Aneignungsraum. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 40, 2008, Nr. 11, S. 18-21. *DZI-2220z*

Winter, Reinhard: Jungen und ihre Gewalt. - In: Pro Jugend ; 2008, Nr. 4, S. 4-9. *DZI-2013z*

7.03 Frauen

Sandberg, Berit: Führungsfrauen in Stiftungen: Ein Beitrag zur Empirie von Geschlechtsstrukturen im Dritten Sektor. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 26, 2008, Nr. 2, S. 52-63. *DZI-2988z*

Schalast, Norbert: Mitarbeiterinnen im Maßregelvollzug und das Problem von Grenzüberschreitungen. - In: Recht & Psychiatrie ; Jg. 26, 2008, Nr. 4, S. 205-211. *DZI-2943*

7.04 Ehe/Familie/ Partnerbeziehung

Brosig, Burkhard: Biologie ohne Begehren: Kulturkritische Überlegungen zur Reproduktionsmedizin. - In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie ; Jg. 39, 2008, Nr. 140, S. 533-544. *DZI-2486z*

Kurek-Bender, Ines: Was brauchen Pflegekinder? Kontinuität! - In: PFAD ; Jg. 22, 2008, Nr. 4, S. 108-109. *DZI-2632z*

Wir denken weiter.

Zum Beispiel beim Fundraising.

Generieren Sie Spenden im Internet mit unserem BFS-Net.Tool XXL. Automatisieren Sie Ihre Spendenströme direkt auf Ihr Konto. Sie brauchen keine Programme zu installieren oder Ihre Homepage umzubauen.

Sprechen Sie mit uns. Wir haben die Lösung.

Die Bank für Wesentliches.

www.sozialbank.de



Bank
für Sozialwirtschaft

<https://doi.org/10.5771/0490-1606-2009-3>

Generiert durch IP '3.145.62.240', am 12.05.2024, 16:18:02.

Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

Lorenz-Franzen, Franziska: Schwere Geburt: Zur Psychodynamik der postpartalen Depression. - In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie ; Jg. 39, 2008, Nr. 140, S. 473-497. *DZI-2486z*

Richter, Horst E.: Flexibilität oder Elterlichkeit? Wohin entwickelt sich die Familie? - In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie ; Jg. 39, 2008, Nr. 140, S. 521-531. *DZI-2486z*

7.05 Migranten

Conrad, Sonja: „Mal ordentlich auf die Pauke hauen“: Psychologische und sozialkulturpädagogische Arbeit mit belasteten Flüchtlingskindern und -jünglichen. - In: Sozial extra ; Jg. 32, 2008, Nr. 11/12, S. 39-42. *DZI-2599z*

Dörr, Margret: Psychosoziale Arbeit mit traumatisierten Flüchtlingen. - In: Sozial extra ; Jg. 32, 2008, Nr. 11/12, S. 33-34. *DZI-2599z*

Klatt, Thomas: Psychotherapie für Muslime. - In: Psychologie heute ; Jg. 36, 2009, Nr. 1, S. 46-51. *DZI-2573z*

Kugler, Christine: Kindeswohlgefährdung in Migrantenfamilien: Ein Thema für die Jugendhilfe. - In: Jugendhilfe-aktuell ; 2008, Nr. 2, S. 41-44. *DZI-3054z*

Leiprecht, Rudolf: Diversity Education und Interkulturalität in der Sozialen Arbeit. - In: Sozial extra ; Jg. 32, 2008, Nr. 11/12, S. 15-19. *DZI-2599z*

7.07 Straffällige / Straffentlassene

Bochmann, Christian: Freiheitsentzug bei jugendlichen Straftätern in Europa: Ein Vergleich für Folgerungen für das deutsche Jugendstrafrecht. - In: ZJJ ; Jg. 19, 2008, Nr. 4, S. 324-329. *DZI-2992z*

Heinz, Wolfgang: Polizeiliche Kriminalstatistik 2007. - In: ZJJ ; Jg. 19, 2008, Nr. 4, S. 342-349. *DZI-2992z*

Koller, Matthias: Triebdämpfende Medikation zwischen Rückfallprophylaxe und Körperverletzung. - In: Recht & Psychiatrie ; Jg. 26, 2008, Nr. 4, S. 187-199. *DZI-2943z*

Strozyk, Andrea: Integrale Straffälligenarbeit: Ein Praxisbericht aus dem Jugendvollzug. - In: ZJJ ; Jg. 19, 2008, Nr. 4, S. 371-373. *DZI-2992z*

Thome, Helmut: Muss die Kriminalätiologie (neuro)biologisch identifizierte Einflussfaktoren in ihren Erklärungsmodellen berücksichtigen? - In: Kriminologisches Journal ; Jg. 40, 2008, Nr. 4, S. 284-290. *DZI-2272z*

7.09 Kriegsoffer / Opfer von Gewalttaten

Emminghaus, Wolf Bernhard: Flüchtlinge in Deutschland: Gewaltopfer oder Überlebende? - In: Sozial extra ; Jg. 32, 2008, Nr. 11/12, S. 35-38. *DZI-2599z*

7.10 Behinderte / kranke Menschen

Bauer, Thomas: Entwicklung individueller Potenziale von Menschen mit geistiger Behinderung: Das individuelle Bildungsprogramm – Voraussetzungen, Beispiele und Erfahrungen im Projekt „InDiPro“ – Teil II. - In: Geistige Behinderung ; Jg. 47, 2008, Nr. 4, S. 319-329. *DZI-1302z*

Bienwald, Werner: Zur Rechtsnatur der Beziehungen zwischen Patient und Einrichtung bei nicht öffentlich-rechtlich fundiertem Aufenthalt. - In: Recht & Psychiatrie ; Jg. 26, 2008, Nr. 4, S. 212-215. *DZI-2943z*

Exner, Martin: Infektionsrisiken im häuslichen Umfeld: Plädoyer für eine neue Risikobewertung. - In: Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz ; Jg. 51, 2008, Nr. 11, S. 1247-1257. *DZI-1130z*

Herpertz, Stephan: Störung des Hunger- und Sättigungsempfindens bei restriktiver Anorexia nervosa. - In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie ; Jg. 58, 2008, Nr. 11, S. 409-415. *DZI-0516z*

Höwler, Elisabeth: Erleben und Strategien der Pflegenden: Studie zu herausforderndem Verhalten demenziell Erkrankter. - In: Pflegezeitschrift ; Jg. 61, 2008, Nr. 12, S. 666-669. *DZI-0528z*

Schmidt, Wilfried: Wie steht es um die pädagogische Qualität in integrativen Kindergruppen? - In: Unsere Jugend ; Jg. 60, 2008, Nr. 11/12, S. 467-475. *DZI-0135z*

7.11 Abhängige / Süchtige

Forrester, Donald: Child risk and parental resistance: Can motivational interviewing improve the practice of child and family social workers in working with parental alcohol misuse? - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 38, 2008, Nr. 7, S. 1302-1319. *DZI-2406z*

Hoch, Eva: Wie komme ich vom Rauschen los? - In: Psychologie heute ; Jg. 36, 2009, Nr. 1, S. 54-55. *DZI-2573z*

Walter-Hamann, Renate: Doping im Alltag: Immer schneller, fitter, wacher? - In: neue caritas ; Jg. 109, 2008, Nr. 20, S. 9-13. *DZI-0015z*

7.12 Besondere Arbeitnehmergruppen

Howe, Christiane: Prostitution – ein Thema für pro familia? Zwischen radikaler Ablehnung und Unterstützung. - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 36, 2008, Nr. 4, S. 4-8. *DZI-2643z*

Kühn, Rita: Sich selbst neu kennen lernen: Erleichterungen für den Ausstieg aus der Prostitution. - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 36, 2008, Nr. 4, S. 18-20. *DZI-2643z*

Soltau, Heide: Prostitution ist längst kein Tabu mehr? - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 36, 2008, Nr. 4, S. 16-17. *DZI-2643z*

7.13 Alte Menschen

Bredthauer, Doris: Gut organisieren – weniger fixieren: Studie ReduFix. - In: Altenheim ; Jg. 47, 2008, Nr. 12, S. 38-40. *DZI-1449z*

Hartmann-Tews, Ilse: Doing Gender und Doing Age im Kontext von Sport und Bewegung. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 26, 2008, Nr. 2, S. 32-51. *DZI-2988z*

Lechner, Christine: Mit Aktivierung gegen Depression im Alter. - In: neue caritas ; Jg. 109, 2008, Nr. 21, S. 15-16. *DZI-0015z*

8.02 Länder / Gebietsbezeichnungen

Gora, Justyna: Kindesunterhalt im deutschen und im polnischen Recht: Bedarfskorrektur im grenzüberschreitenden Rechtsverkehr. - In: Zeitschrift für Kinderschutzrecht und Jugendhilfe ; 2008, Nr. 11, S. 455-461. *DZI-3026z*

Meyer, Christina: Flexicurity in Dänemark. - In: Soziale Sicherheit ; 2008, Nr. 11, Beil. S. 8-10. *DZI-0524z*

Mühlberger, Melanie: Cross Border Pension Plans ante protas? Eine kritische Bestandsaufnahme aus internationaler und deutscher Perspektive. - In: Betriebliche Altersversorgung ; Jg. 63, 2008, Nr. 8, S. 770-774. *DZI-1708z*

Rauwald, Marianne: Eine Woche in Chrysalis: Begegnungen in einem südafrikanischen Flüchtlingslager. - In: Sozial extra ; Jg. 32, 2008, Nr. 11/12, S. 51-54. *DZI-2599z*

Rietdorf, Anke: Keinen Euro mehr für Afrika? Weibliche Genitalverstümmelung und deutsche Entwicklungsorganisationen. - In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien ; Jg. 26, 2008, Nr. 2, S. 96-103. *DZI-2988z*

Die Zeitschriftenbibliographie ist ein aktueller Ausschnitt unserer monatlichen Literaturdokumentation. Die Bibliothek des DZI kann Ihnen die ausgewiesenen Artikel zur Verfügung stellen: Tel.: 030/ 83 90 01-13, Fax: 030/831 47 50 E-Mail: bibliothek@dzi.de

Jungsein in einer alternden Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Perspektiven für das Zusammenleben der Generationen. Hrsg. Dagmar Hoffmann u.a. Juventa Verlag. Weinheim 2008, 239 S., EUR 21,- *DZI-D-8461*
In einer Gesellschaft mit immer mehr alternden Menschen zeichnen sich für das Heranwachsen der Jugend starke Veränderungen ab. Dieser Sammelband spürt den vielfältigen Formen nach, in denen der demographische Wandel den Alltag und die Lebensentwürfe junger Menschen bereits tief greifend prägt und künftig verändern wird. Er gibt einen Überblick über die Spannungsverhältnisse zwischen den Generationen und zugleich über die Potenziale des generationsübergreifenden, partizipativen Miteinanders von Jung und Alt. Thematisiert werden das Jung- und Altsein sowie Gegenwart und Zukunft des Zusammenlebens der Generationen. Zudem werden Fragen an die heutigen Jugendlichen formuliert, die sich aus der tendenziellen Marginalisierung dieser Bevölkerungsgruppe ergeben. Die Beiträge aus Soziologie, Erziehungswissenschaft und Psychologie veranschaulichen aktuelle und zukünftige Entwicklungen im Verhältnis zwischen den Generationen sowohl mit theoretischen Überlegungen als auch empirischen Studien, aus denen sich weitreichende Konsequenzen für verschiedene gesellschaftliche Bereiche ableiten lassen.

Lebensalter und Soziale Arbeit. Band 1. Eine Einführung. Hrsg. Andreas Hanses und Hans Günther Homfeldt. Schneider Verlag Hohengehren. Baltmannsweiler 2008, 249 S., EUR 19,80 *DZI-D-8464*
Die Reihe „Basiswissen Soziale Arbeit“ befasst sich mit der spezifischen Bedeutung der Lebensalter für die Soziale Arbeit. Dieser erste Band versteht sich als Einführung in den Gesamtzusammenhang. Mithilfe von Kategorien wie Biographie, Körper, Geschlecht, Familie, Institution und Gesellschaft erfolgt eine Querschnittsperspektive auf fünf Lebensabschnitte, die dann in Einzeldarstellungen im Hinblick auf ihren Bezug zu unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen der Sozialen Arbeit untersucht werden. Die Differenzierung umfasst die Lebensphasen Kindheit, Jugend, junges Erwachsenenalter, Erwachsenenalter und Alter mit ihren typischen Charakteristika und Problemlagen. Weitere Themen sind die Aufgaben der Sozialen Arbeit in der Begleitung sterbender und trauernder Menschen und der Betreuung werdender Eltern. Für das interessierte Fachpublikum bietet das Buch somit einen grundlegenden Einblick in die biographischen Aspekte der Sozialen Arbeit.

Burnout bei Sozialarbeitern. Theorie und Interventionsperspektiven. Von Istifan Maroon. Georg Olms Verlag. Hildesheim 2008, 199 S., EUR 38,- *DZI-D-8523*
Burnout ist in der Arbeitswelt zu einem ernststen Problem geworden, das, wie bei anderen helfenden Berufen auch, in der Sozialarbeit stark verbreitet ist. Allein in Europa leiden über 30 % der sozialarbeiterischen Fachkräfte an dem Syndrom. Während eine allgemeingültige Definition des

Krankheitsbilds noch aussteht, vermutet der Autor, dass seine Entstehung mit dem täglichen Leistungsdruck, dem Mangel an Anerkennung und den Wirrnissen der bürokratischen Verwaltungswege zusammenhängt. Neben einer Begriffsbestimmung enthält die Studie umfassende Informationen zu Diagnoseverfahren, Interventionsmöglichkeiten und Behandlungsmethoden. Das Hauptaugenmerk liegt auf potenziellen Unterstützungssystemen im familiären und beruflichen Umfeld, deren Umsetzung anhand von fünf Fallstudien veranschaulicht wird. Mit seiner differenzierten Untersuchung empfiehlt sich das Buch für vor allem für Betroffene sowie Studierende und Praktizierende der Bereiche Sozialen Arbeit, Psychologie, Pädagogik und Medizin.

„Berufsbild CSR-Manager“. UmweltDialog Wissen Band 1. Hrsg. Elmer Lenzen und Jochen Fengler. Mediengruppe macondo. Münster 2007, 155 S., EUR 30,- *DZI-D-9770*
Die Corporate Social Responsibility (CSR) bezeichnet das freiwillige Engagement von Unternehmen für soziale und umweltrelevante Belange. Beispielsweise können sie sich per Unterschrift verpflichten, die zehn Prinzipien des Global Compact der Vereinten Nationen zu berücksichtigen. Diese beinhalten eine Reihe von Mindeststandards wie die Einhaltung der Menschenrechte, die Abschaffung von Kinderarbeit und die Förderung umweltfreundlicher Technologien. Parallel zur Entwicklung der CSR in den 1990er-Jahren ist das neue Berufsbild des CSR-Managers und der CSR-Managerin entstanden. Der vorliegende Band befasst sich mit deren zentralen Aufgabenfeldern und beleuchtet anhand von Praxisbeispielen die jeweiligen wirtschaftlichen, ökologischen und gesellschaftlichen Kontextbedingungen, wobei unter anderem auch auf den Emissionshandel und die Beziehung zwischen Wirtschaftsbetrieben und sozialen Organisationen eingegangen wird.

Heimat für Menschen mit Demenz. Aktuelle Entwicklungen im Pflegeheimbau – Beispiele und Nutzungserfahrungen. Von Sibylle Heeg und Katharina Bäuerle. Mabuse-Verlag. Frankfurt am Main 2008, 281 S., EUR 36,- *DZI-D-8470*

Lebensqualität für Menschen mit Demenz zu schaffen bedeutet nicht zuletzt, dass spezialisierte Wohnangebote bereitgestellt werden, die in einem beschützenden Rahmen eine weitgehend normale Lebensgestaltung ermöglichen. Mit den entsprechenden architektonischen Fragen befasst sich dieser dritte Band einer Reihe zum Thema „Planen und Bauen – Konzepte und Beispiele für die demenzgerechte Gestaltung von Pflegeheimen“, die als Kooperationsprojekt zwischen der Demenz Support Stuttgart und der Universität Stuttgart im Jahr 2002 gestartet wurde. Die Autorinnen beschreiben die Bedürfnisse der Erkrankten und zeigen am Beispiel ausgewählter Pflegeeinrichtungen aus Deutschland, der Schweiz, Dänemark und Finnland, wie neue Wohn- und Betreuungskonzepte baulich umgesetzt wurden und wie die Innenraumgestaltung therapeutisch wirksam werden kann. Besonders wertvoll ist die Dokumentation von Nutzungserfahrungen mit ihren Anregungen für die weitere Bauplanung. Die Publikation wendet sich an alle, die auf den Bau von Altenhilfeeinrichtungen Einfluss nehmen, insbesondere aber an Architektinnen und Architekten sowie Bauverantwortliche von Pflegeeinrichtungen, in denen Menschen mit Demenz betreut werden.

Entdeckungen und Aufbrüche. Theologie und Ethik in Studium und Praxis der Sozialen Arbeit. Hrsg. Rektorenkonferenz Kirchlicher Fachhochschulen. Verlag Barbara Budrich. Opladen 2008, 96 S., EUR 9,90 *DZI-D-8487*
Ethische und theologische Gesichtspunkte sind für die Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit von großer Bedeutung, da Werte wie Sinnstiftung und Humanität in diesem Bereich eine zentrale Rolle spielen. Im Mai 2007 fand in Berlin eine Fachtagung zu diesem Thema statt, deren Beiträge in dem vorliegenden Sammelband dokumentiert sind. Die Diskussion befasste sich vor allem mit dem Verhältnis zwischen Theologie, Sozial- und Humanwissenschaften sowie der Frage nach den Funktionen der Theologie, die zum Beispiel in der Unterstützung der Persönlichkeitsbildung und der Entwicklung ethischer Reflexionskompetenz gesehen werden. Neben Überlegungen zum Ausbildungsprofil der kirchlichen Fachhochschulen finden sich in dem Band auch konkrete Vorschläge zur didaktischen Gestaltung der jeweiligen Studiengänge.

Soziale Arbeit im Kampf um Anerkennung. Professions-theoretische Perspektiven. Von Catrin Heite. Juventa Verlag. Weinheim 2008, 232 S., EUR 25,- *DZI-D-8462*
Im Zuge der gegenwärtigen sozialpolitischen Entwicklungen, die eine zunehmend marktlogische Ausrichtung der Sozialen Arbeit mit sich bringen, werden Professionsstatus, Kompetenz und Expertise der Sozialen Arbeit immer mehr infrage gestellt. Für ihre Positionierung in der Statushierarchie spielen nach Auffassung der Autorin die Faktoren Geschlecht und Klasse eine besondere Rolle, da zum einen eine genderspezifische Arbeitsteilung zu beobachten sei und zum anderen die meist niedrige Klassenzugehörigkeit der Klientel auch eine Abwertung der Sozialen Arbeit selbst nach sich ziehe. Auf der Basis der von Axel Honneth und Nancy Fraser entworfenen anerkennungstheoretischen Konzepte wird die These vertreten, dass die Professionalisierung als Kampf um Anerkennung zu interpretieren ist, dessen Verlauf anhand einer historischen Rückschau beschrieben wird, um auf dieser Grundlage die Bedeutung von Gesichtspunkten wie Hilfe, Kontrolle, Wissen, Ethik, Leistung und Autonomie zu untersuchen. Mit seinem Plädoyer für eine höhere Anerkennung der Sozialen Arbeit in Theorie und Praxis wendet sich das Buch vor allem an das wissenschaftlich interessierte Lesepublikum und an die Fachkräfte der Sozialen Arbeit.

Lebensalter und Soziale Arbeit. Band 2. Kindheit. Hrsg. Heinz Sünker und Thomas Swiderek. Schneider Verlag Hohengehren. Baltmannsweiler 2008, 181 S., EUR 18,- *DZI-D-8465*
Die auf sechs Teile angelegte Reihe „Basiswissen Soziale Arbeit“ befasst sich mit der Bedeutung der Lebensalter für die soziale und pädagogische Arbeit und deren jeweiligen Aufgaben, Methoden und Zielsetzungen. Der hier vorliegende zweite Band widmet sich der ersten Lebensphase und vermittelt neben einem Überblick über Theorie und Geschichte der Kindheit detaillierte Informationen zu Themen wie Bildung, Kindeswohl, Kinderpolitik, Kinderrechte und Kinderarmut. Betrachtet werden zudem auch die Bedingungen professionellen Handelns in Institutionen wie Kindergarten und Ganztagschule. Ziele des sozialarbeiterischen Handelns seien, die Eigenständigkeit von Kindern zu fördern, ihre Rechtsstellung zu verbessern und ihre Be-

teiligung am öffentlichen Leben zu stärken. Das Buch eignet sich als Einstieg in die theoretische oder praktische Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Aspekten des Lebensabschnitts Kindheit.

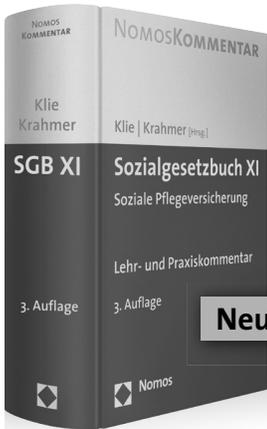
Fälle zum Familien- und Jugendrecht. Zehn Klausuren und ihre Lösungen. Ein Studienbuch für Bachelorstudierende der Sozialen Arbeit. Von Rolf Jox. Verlag Barbara Budrich. Opladen 2008, 96 S., EUR 9,90 *DZI-D-8488*
Studierende der Bachelorstudiengänge Soziale Arbeit stehen regelmäßig vor Prüfungen, in denen sie rechtliche Inhalte auf Fälle der praktischen Arbeit umsetzen sollen. Wichtig sind dabei außer der Kenntnis und korrekten Anwendung der Paragraphen auch die in diesem Ratgeber thematisierten Techniken des Klausurenschreibens. Hinweise zur Fallbearbeitung und zur Subsumtionstechnik finden sich hier ebenso wie konkrete Tipps zur Fehlervermeidung. Den Hauptteil bilden zehn vom Autor konzipierte Klausurbeispiele mit Problemstellungen aus der familien- und jugendrechtlichen Praxis, wobei Bereiche wie Kindeswohlgefährdung, Umgangsrecht und die Eingriffsschwelle im Jugendhilferecht im Mittelpunkt stehen. Neben einer Orientierung über juristische Fragen bietet das Fallbuch Unterstützung bei der Strukturierung der Themengebiete und ausformulierte Musterlösungen zu den einzelnen Aufgaben.

Tat-Sachen. Narrative von Sexualstraftätern. Von Michael B. Buchholz u.a. Psychosozial-Verlag. Gießen 2008, 525 S., EUR 59,90 *DZI-D-8492*
Seit dem Jahr 1998 haben Sexualstraftäter im deutschen Strafvollzug einen gesetzlich verankerten Anspruch auf Behandlung ihrer Störungen. Die empirische Forschung zur Forensischen Psychotherapie ist jedoch ein noch relativ junges Feld und beschränkt sich meist darauf, Risikofaktoren für eine mögliche Rückfälligkeit zu definieren, wohingegen Arbeiten, die den Mikroprozess der therapeutischen Behandlung untersuchen, eher die Ausnahme sind. An dieser Forschungslücke setzt die vorliegende Studie an, die anhand einer vollständig transkribierten Gruppentherapie von inhaftierten Sexualstraftätern Einblicke in typische Biographieverläufe, Motive, Täuschungsstrategien und Rechtfertigungsmuster gibt. Mit den Methoden der Konversations-, Narrations- und Metapheranalyse wurden insgesamt 90 Therapiesitzungen ausgewertet, an denen zwölf Delinquenten im Alter von 39 bis 57 Jahren teilgenommen hatten. Die Ergebnisse sind von Interesse für alle, die sich im Rahmen von Studium oder Beruf mit Sexualstraftaten konfrontiert sehen.

Die kultursensible Therapiebeziehung. Störungen und Lösungsansätze am Beispiel türkischer Klienten. Von Birsen Kahraman. Psychosozial-Verlag. Gießen 2008, 331 S., EUR 39,90 *DZI-D-8493*
Trotz ihres Einflusses auf den Therapieerfolg finden kulturelle Gesichtspunkte in der Forschung nur selten Beachtung. Diesem Defizit widmet sich die vorliegende Dissertation, in der gezielt Einzelkomponenten des interkulturellen Therapiesettings untersucht werden. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass für Menschen mit Migrationshintergrund besondere Barrieren bestehen, die den Zugang zu der ohnehin schon unzureichenden psychosozialen Versorgung erschweren. Halbstrukturierte Interviews mit je zwölf Therapierenden und ihren türkischstämmigen Klienten

Sicherheit nach den Reformen.

Stand: 1. Januar 2009



Pflegeversicherung

Sozialgesetzbuch XI

Soziale Pflegeversicherung
Lehr- und Praxiskommentar

Herausgegeben von Prof. Dr. Thomas Klie
und Prof. Dr. Utz Krahrmer

3. Auflage 2009, 1.405 S., geb., 89,- €,
ISBN 978-3-8329-2718-9
lieferbar!

Mit der „Reform zur strukturellen Weiterentwicklung der Pflegeversicherung“ wurde die umfassendste Änderung der Pflegeversicherung seit ihrer Einführung vollzogen. Die 3. Auflage des Lehr- und Praxiskommentars zum SGB XI bietet den Stand 1.1.2009 und bringt Interpretationssicherheit in den neuen Rechtsfragen.

Neu: Das aktuelle Werk bietet auch eine Kommentierung zum **Pflegezeitgesetz** und berücksichtigt bereits die zu erwartenden Neuregelungen durch das **GKV-OrgWG**.

Krankenversicherung

Die 3. Auflage stellt alle Inhalte der Gesundheitsreform durch das **GKV-Wettbewerbsstärkungsgesetz** übersichtlich auf dem Rechtsstand 1.1.2009 dar. Zudem ist das **GKV-OrgWG** vom 15.12.2008 und seine Neuregelungen, vor allem die Herstellung der Insolvenzfähigkeit aller Krankenkassen, ab dem 1.1.2010 berücksichtigt. Die Autoren erläutern u.a. ausführlich die neue Versicherungspflicht, die Änderungen des Leistungskatalogs, der Zuzahlungsregelungen, die Wahltarife, den Gesundheitsfonds und die Finanzierung.

Sozialgesetzbuch V

Gesetzliche Krankenversicherung
Lehr- und Praxiskommentar

Herausgegeben von RA Prof. Dr. Jürgen
Krusse und Prof. Dr. Andreas Hänlein

3. Auflage 2009, ca. 1.300 S., geb., 89,- €,
ISBN 978-3-8329-1381-6
Erscheint März 2009



Rehabilitation

Sozialgesetzbuch IX

Rehabilitation und Teilhabe
behinderter Menschen

Lehr- und Praxiskommentar

Herausgegeben von RiBSozG a.D. Dirk H.
Dau, VRIBAG Franz Josef Düwell und
MinR i.R. Dr. Hartmut Haines

2. Auflage 2009, 1.066 S., geb., 79,- €,
ISBN 978-3-8329-0925-3

Die aktuelle Neuauflage berücksichtigt zahlreiche Änderungsgesetze, insbesondere das **Gesetz zur Einführung Unterstützter Beschäftigung** vom 22.12.2008. Die jüngsten Entscheidungen des BAG zum Sonderkündigungsschutz für Schwerbehinderte und das neue Urteil des EuGH zum Urlaubsanspruch sind ebenfalls eingearbeitet.



tinnen oder Klienten zeigen die Relevanz sprachlicher und interkultureller Kompetenzen. Anhand einer Analyse der gegenseitigen Erwartungshaltungen mit Hilfe der Repertory Grid Methode entwickelt die Autorin ein Modell der kultursensiblen Therapiebeziehung, in dem Faktoren wie Kommunikation und Reflexion im Mittelpunkt stehen. Das Buch enthält zudem anschauliche Praxisbeispiele und liefert wertvolle Anregungen für alle, die sich in Studium oder Beruf mit den interkulturellen Aspekten der Therapiearbeit auseinandersetzen.

Lehren in der Sozialen Arbeit. Von Wolfgang M. Heffels. Verlag Julius Klinkhardt. Bad Heilbrunn 2008, 192 S., EUR 17,90 *DZI-D-8494*

Pädagogische und didaktische Kompetenzen sind die Grundvoraussetzungen des erfolgreichen Unterrichtens. Doch wie können die nötigen Fähigkeiten definiert und analysiert werden? Worin genau besteht die Kunst des Lehrens? Diese Fragen untersucht der Autor, indem er ausgehend von der Dichotomie Lehren und Lernen gegensätzliche Auffassungen von Bildung sowie einzelne Kontexte des Lehrens betrachtet. Dargestellt werden zum Beispiel die methodischen Aspekte des Lehrens im schulischen Bereich und die Besonderheiten von außerschulischen Lehrangeboten wie Kinder- und Jugendbildungsarbeit, betriebliche Weiterbildung, Erwachsenen- und Seniorenbildung. Ein differenzierter Blick auf die Formen und Strategien der Unterrichtsgestaltung bietet vielfältige Anregungen für die Praxis. Weitere Themen sind die Förderung von Lernleistungen und die Möglichkeiten der Evaluation.

BWL für soziale Berufe. Eine Einführung. Von Gabriele Moos und André Peters. Ernst Reinhardt Verlag. München 2008, 155 S., EUR 19,90 *DZI-D-8496*

Obwohl die Gebiete des Sozialwesens und der Betriebswirtschaft sich lange Zeit eher fremd waren, spielen betriebswirtschaftliche Kenntnisse für die Leitung von sozialen Organisationen eine immer größere Rolle, um die Sicherung der jeweiligen Einrichtung zu gewährleisten. Dieses Buch versteht sich als Einführung und vermittelt das nötige Grundlagenwissen in den Bereichen Rechnungswesen, Controlling, strategisches Management, Risikomanagement, Finanzierung, Personalmanagement, Qualitätsmanagement und Marketing. Die einzelnen Teilgebiete werden gut verständlich dargestellt und im Hinblick auf das Handeln sozialer Organisationen beschrieben, wobei jedoch konkrete Anwendungsfragen nur am Rande Berücksichtigung finden. Mit seinen detaillierten und übersichtlichen Informationen wendet sich das Buch vor allem an Studierende und Führungskräfte sozialwirtschaftlicher Unternehmen.

Impressum

Herausgeber: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen und Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales des Landes Berlin

Redaktion: Burkhard Wilke (verantwortlich) Tel.: 030/83 90 01-11, Heidi Koschwitz Tel.: 030/83 90 01-23, E-Mail: koschwitz@dzi.de, Hartmut Herb, Carola Schuler (alle DZI), unter Mitwirkung von Prof. Dr. Horst Seibert, Frankfurt am Main; Prof. Dr. Antonin Wagner, Zürich; Dr. Johannes Vorlaufer, Wien

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Hans-Jochen Brauns, Berlin; Hartmut Brocke (Sozialpädagogisches Institut Berlin); Franz-Heinrich Fischler (Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.); Sibylle Kraus (Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.); Elke Krüger (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin e.V.); Prof. Dr. Christine Labonté-Roset (Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin); Dr. Manfred Leve, Nürnberg; Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin); Prof. Dr. Ruth Mattheis, Berlin; Manfred Omankowsky (Bürgermeister-Reuter-Stiftung); Helga Schneider-Schelte (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.); Ute Schönherr (Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung); Heiner Stocksclaeder (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales); Dr. Peter Zeman (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Verlag/Redaktion: DZI, Bernadottestr. 94, 14195 Berlin, Tel.: 030/83 90 01-0, Fax: 030/831 47 50, Internet: www.dzi.de, E-Mail: verlag@dzi.de

Erscheinungsweise: 11-mal jährlich mit einer Doppelnummer. Bezugspreis pro Jahr EUR 61,50; Studentenabonnement EUR 46,50; Einzelheft EUR 6,50; Doppelheft EUR 10,80 (inkl. 7% MwSt. und Versandkosten, Inland) Die Kündigung eines Abonnements muss spätestens drei Monate vor Jahresende schriftlich erfolgen.

Die Redaktion identifiziert sich nicht in jedem Falle mit den abgedruckten Meinungen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen die Meinung der Verfasserinnen und Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, müssen schriftlich vom Verlag genehmigt werden.

Layout/Satz: GrafikBüro, Stresemannstr. 27, 10963 Berlin

Druck: druckmuck@digital e.K., Großbeerenstr. 2-10, 12107 Berlin

ISSN 0490-1606